

Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actienbruckerlei in Fulda.

Nr. 44. Sonntag den 1. November 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einpaßige Colonne oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rubrik. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hin-fällig. Erfüllungsort i. das Einklagen von Forderungen ist Fulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentafel. — Zweiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten — Die Blutzeugen von heute. — Aus dem Kalender der Woche. — Ist der Krieg erlaubt? — Im Lazarett. — Ein schöner Soldatentod. — Ein Friedhofsbild. — Eine Liebesgabe für die Soldaten im Feld. — Liebesgaben für unser gefallenen Soldaten. — Der Soldatentod ein heiliges Martyrium.

Wochentafel.

Es-ntag, 1. Nov., 22. n. Pfingsten. Allerheiligen.
Montag, 2. Nov., Allerseelen.
Dienstag, 3. Nov. Von der Oktav. Hubertus. 3d.
Mittwoch, 4. Nov., Karl Borromäus, B. u. Kirchen.
Donnerstag, 5. Nov. Von der Oktav. Zacharias
Freitag, 6. Nov. Von der Oktav. Leonhard.
Samstag, 7. Nov. Von der Oktav. Willibrord, Bisc.

Zweiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Die Steuernünze.

Evan-gelium Matth. 22, 15-21.

Die Blutzeugen von heute.

(Nachdruck verboten.)

Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen, denn ihrer ist das Himmelreich. Eine reiche Ernte von Blutzeugen ist aus diesem Wort des Herrn hervorgeleimt. Als erster eröffnete Stephanus das Heer der hl. Märtyrer. Ihm folgten Petrus, Paulus, Andreas, Jakobus, die Apostel in Saeront, Laurentius, Sebastian, Agnes, Cäcilia und die Millionen von Männern und Frauen, Greisen und Kindern, die in den ersten christlichen Jahrhunderten schauerhafte Qualen ausgestanden, Blut und Leben für Christus geopfert haben. Auch in späteren Zeiten ist die blutige Rose des Martyriums in der Kirche niemals verweilt. Denke an die Opfer der Glaubens-spaltung in Deutschland, Frankreich, England, an die Opfer fanatischer Christenhasse, wie er bis- weilen bligartig auszuft in den Missionsländern.

Das waren die Blutzeu-gen von gestern und vorgestern. Welches sind aber die Blutzeugen von heute? Das sind die Soldaten draußen im Felde, das sind die tapieren Krieger, das sind die Helden des Vaterlandes. Tausende von ihnen hat die Kugel niedergestreckt in der donnernden Schlacht, tauende von ihnen sind gebettet in den Frieden der Erde. Und wer zählt die Wunden, die am Leibe der Krieger kaffen und brennen? In Fulda allen sind 6 Lazarett- ingerichtet mit Hunderten von Verwundeten. Fast in jedem größeren Orte, weht von einem Hause die weiße Fahne mit dem roten Kreuz, als Zeichen, daß hier verwundete Krieger gepflegt werden. Als ich kürzlich in ein Zimmer eines Krankenhauses trat, lagen dort einige Schwerver- wundete. Einer von ihnen wies auf die Gegend,

wo früher der Fuß war, den jetzt der Arzt ab- geschritten hat, um das Leben des Mannes zu erhalten. Ein anderer konnte sich nicht rühren und bewegen auf seinem Schmerzenslager. Ein dritter war von neun Kugeln durchlöchert, die wohl seinem armen Leben ein Ende machen werden. An einem sonnigen Herbsttag traf ich einige So- daten, die auf öffentliche Kosten mit Kaffee bewickelt wurden. Alle waren munter und guter Dinge. Plötzlich bemerkte ich einen, dessen link- Armel leer und lose herunterhing. Der Arm war ihm weggeschossen. Wo ist im Gesicht, auf der Brust, am Leib, an den Füßen, an den Armen wo ist vom Scheitel bis zur Fußhohle auch nur ein Fleck, der von den feindlichen Kugeln verschont geblieben wäre? Glaubst du nicht, daß manche Wunden und mancher Schmerz unserer Soldaten schrecklicher sind als jene der Märtyrer früherer Zeiten? Für den Soldaten aber, an dem bisher Tod und Wunde gnädig vorübergegangen sind, ist die Kugel vielleicht schon unterwegs, die ihm Schmerzen bringt, die ihn zum Krüppel macht, die ihm den Lebensadern abreißt. Erwäge ferner die Strapazen, die dem Mann im Felde blühen. In einer öffentlichen Anlage sah ich einen Soldaten spazieren gehen. Wohligh und traut strahlte vom Himmel die warme Herbstsonne. Langsam wie eine Schnecke schlenderte mein Soldat dahin, trotz der Hitze sorglich in den schweren Mantel gehüllt. „Sie sind wohl verwundet mein Lieber?“ — Nein, entgegnete der Soldat, aber ich bin krank; vier- zehn Tage habe ich in Schützengräbern gelegen und tief im Wasser gestanden und da habe ich mir den Rheumatismus geholt, daß ich nicht mehr laufen konnte. Man geht es Gott sei Dank bereits besser.

Was der Mann draußen leisten muß, davon haben wir keinen Begriff, ich nicht, der ich diese Zeiten in der warmen Stube schreibe, du nicht, der du sie gemächlich hinter dem Tische liehest. Siehe, wir speisen gemütlich am gedeckten Tisch, leuen uns abends in das weiche Federbett, öffnen bei jedem Hungergefühl die Schublade und schneiden nach Belieben ein Stück Brot ab. Der Mann im Felde aber liegt oft auf dem nackten Erdboden, schuzlos dem Regen und der Hitze ausgesetzt; sein Dach ist der Himmel, sein Bett der Boden, sein Kopfkissen der Lornister, seine Decke der Kriege- mantel, seine Vorratskammer der Brotbeutel, sein Koch der Hunger. Schlafen und Essen sind gar manchmal rar wie Goldstücke und Diamanten. Dabei ist der Mann keinen Augenblick sicher vor Angriff und Ueberfall. Sind das nicht Märtyrer?

Vielleicht hältst du mir aber das Wort dei hl. Augustinus vor Augen, daß nicht die Marter sondern die Liebe den Märtyrer ausmache Und das muß wahr sein. Sonst wäre auch der Schurk ein Blutzeuge, der wegen eines Mordes geköpft wird; sonst wäre auch der Ausreißer und Ueberläufer ein Märtyrer, der wegen Landesverrat standrechtlich erschossen wird. Nicht die Marter an sich stem-pelt zum Märtyrer, sondern der Umstand, daß man Marter und Tod auf sich nimmt aus Liebe zu Gott, aus Treue zum Heiland. Was aber, fragst du, hat der Krieg gemeinsam mit der Liebe zu Christus? Mehr als du meinst, mein Lieber! Weshalb greift denn der Soldat zum Gewehr weshalb unterzieht er sich diesen Strapazen, weshalb stellt er sich vor die Kugeln? Für das Vaterland, antwortest du. Ganz recht. Was heißt aber das: für das Vaterland? Ich denke, das heißt für Fürst und Volk, für Heimat und Familie, für Vater und Mutter, für Weib und Kind. Dein Leben so gut wie das meine verteidigt der Soldat draußen mit der blanken Waffe und deckt mit seiner Brust wie mit einer Mauer unser Leben. Das ist echte wahre Brudertiebe, tausendmal besser als alle schönen Redensarten der Schriftsteller, Dichter und Redekünstler. Nun aber weißt du wohl, daß die Nächstenliebe von unserm Heiland als Gottesliebe angerechnet wird. „Du sollst den Herrn, deinen Gott lieben aus deinem ganzen Herzen aus deiner ganzen Seele, aus deinem ganzem Gemüte und aus allen deinen Kräften; dies ist das größte und erste Gebot; das andere ist diesem gleich: du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“ — Und was wird der Heiland am Ende der Welt denen sagen, die auf der rechten Seite stehen? Du kennst das tröstliche, beglückende Wort: was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, das habt ihr mir getan! —

Ja, der Krieger macht viel mit und er tut es aus Liebe. Darum darf er als Märtyrer von heute gelten. Und was du von vielen Märtyrern der Vorzeit liest, daß sie mit freudigem Mut vor den Richter und Henker hingetreten sind, gleich als ginge es zu einem Gastmahl, wiederholt sich dieses Schauspiel nicht auch im Krieg? Hast du nicht gesehen, wie unsere Truppen in neuen Kleidern, unter Musik und Gelang abgerückt sind zur heiligen Bahnhalt? Auch haben eine Menge freiwillig zur Fahne sich gemeldet aus Liebe zum Vaterland, aus Begeisterung für die gute Sache, zum Schutze der Freiheit, des Rechtes, der Religion und der heiligsten Güter. Ja, Gottlob, auch heute

noch leben Märtyrer, die Gesundheit und Leben einleihen für Gott und das Vaterland. Ehre ihrem Andenken. Nimm teil an ihrem Nühen durch Gebet und Anwesenheit der hl. Kommunion damit du auch Teil hast an ihren Verdiensten. An Allerheiligen gewinne einen vollkommenen Ablass für die Opfer des Krieges, damit an ihnen sich erfülle das Wort der Schrift: Selig sind die Toten, die im Herrn sterben; von nun an sollen sie auferstehen von ihren Nühen.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Zum Allerheiligentage.

Schon rüstet sich die Natur zum Winterschlaf und bald wird sie daliegen in Erstarrung und Todesstille. Und wer nicht wüßte, daß auf die winterliche Ruhe ein frohes Erwachen im blüthenreichen Lenze folgt, der müßte wahrlich meinen, sie sei gestorben und tot für immer. So aber läßt uns der hoffende Ausblick auf die sicher kommenden Frühlingstagen des Winters Ungemach, seine Nacht und Kälte leichter tragen. Die Erfahrung lehrt uns ja, daß ein Auferstehen kommen wird nach der Grabesruhe der winterlichen Schöpfung.

In dieser Hinsicht ist die Natur ein treues Bild des Menschen. Auch des Menschen Endschicksal ist Todesnacht und Erstarrung. Und wenn der Glaube nicht wäre, den uns der Herr auf die Erde gebracht und der uns Aufschluß gibt in den schwierigsten Fragen, die auf uns einströmen, wohnt, wir müßten beim Anblick einer menschlichen Leiche meinen, es sei mit dem Tode alles aus und ein Erwachen ausgeschlossen. So aber können wir mit dem Dichter Schiller sprechen:

„Es ist kein leerer, schmeichelnber Wahn,
Es zeugt im Gehirne des Toren;
Im Herzen lündet es laut sich an:
Zu was Besserem sind wir geboren.“

Für eine Ewigkeit sind wir geboren, nicht für die paar Erdenjahre. Unsterblich hat des Weltenmeisters Macht des Menschen Seele geschaffen, und was er unsterblich geschaffen, das kann nicht sterben in Ewigkeit. Und auch der Seele Hülle und Werkzeug, der himmlische Leib, auch er wird aus Staub und Moder auf des Weltenrichters Ruf beim Posunenschall der Engel sich erheben in neuer unvergänglicher Schönheit und sich vereinigen mit seiner gerechten Seele, von der er so lange getrennt gewesen. Das lehrt uns der christliche Glaube und das ist unser Trost beim Heimzuge unserer Lieben. Laut und vernehmlich klinge's da in Kummer und Trennungschmerz hinein:

„Warte nur, balde — Ruh'it du auch!“

und wirst dann vereint, wenn du würdig gefunden wirst, für immer mit denen, die dir vorausgegangen waren.

Kein Tag des Jahres bringt uns diese religiösen und trostreichen Wahrheiten so nahe als der Allerheiligentag mit seinem ersten Vorabend. Wir werden da wohl mehr als sonst an die stillen Schlauer erinnert, die uns einst so nahestanden im Leben, und auf's neue wird die Sehnsucht nach langentschwundenen Lieben, aber auch mehr als sonst kommen uns die christlichen Trostgründe zum Bewußtsein. Der Gedächtnistag aller abgeschiedenen Christgläubigen sagt es uns, daß wir uns auch jetzt schon vereinigen können mit den Seelen im Jenseits durch Gebet und gute Werke, daß wir ihnen auch jetzt noch helfen können, wie wir es früher so gerne getan, als sie noch unter uns wandelten.

Diese Liebe zeigt sich auch äußerlich schon am Vorabend des großen stillen Tages der Toten im Graberschmuck und der Beleuchtung des Friedhofes.

„Nun brennen still die Totenkerzen
Im Friedhofgrund beim Dämmerchein,
Es werden nach verjährt Schmerzen,
Die nur ganz langsam schliefen ein.
Herbstastern wohl, die leihen, roten,
Die legt man nun mit erstem Sinn
Als Liebesgruß den teuren Toten
Am moosbewachsenen Denkstein hin.“

Und wer niemand hat, der sein Grab etwa schmückte, ein Kreuzlein erhält er doch am Allerheiligen-Abend von einem mitleidigen Menschenkinde.

In ernster Stimmung durchschreiten wir die Graberreihen, und wenn wir Abschied nehmen von der heute so belebten Totenstadt, dann kommt von selbst der Gedanke: Wer weiß, ob man über's Jahr nicht auch uns schon besucht und mit tränenreichem Blicke die Buchstaben liest, die da verländen, wer unter dem Grabsteine sein letztes Plätzchen gefunden. —

Der Kalenderschreiber.

Ist der Krieg erlaubt?

(Schluß.)

Der zweite naturrechtliche Grundsatz besagt, daß es Zweck und Pflicht eines jeden Staates ist, solche Bedingungen herbeizuführen und zu wahren, daß die zeitliche Wohlfahrt der Einzelnen und der im Staate enthaltenen Familien und Berufsclassen nach allen Seiten hin möglichst gefördert werde. Zu diesen Bedingungen gehört aber unstrittig an erster Stelle der unversehrte Bestand des Staates, seiner Güter und Rechte, seiner Selbständigkeit und unbehinderten Tätigkeit, so daß es möglich ist, in denselben alle materiellen und geistig-sittlichen Güter zu pflegen und zu fördern. Wer aber die Pflicht hat, diese Güter zu schützen, hat auch das Recht auf die Mittel; und wenn geistige Mittel, wie diplomatische Verhandlungen, schiedsrichterliche Verträge und Abmachungen nichts nützen, so muß er eben zu physischen Zwangsmitteln, zum Schwerte greifen.

Aus diesem zweiten Grundsatz ergibt sich sofort als Bedingung für die Gerechtigkeit des Krieges, daß die Kriegserklärung von der beruflichen Obrigkeit ausgehe, nicht aber durch Parteilichkeit und Aufruhr hervorgerufen werde. Ebenso folgt, daß der Krieg geführt wird zwischen Staat und Staat, zwischen den dazu bestimmten bewaffneten Kämpfern, nicht aber zwischen einzelnen Bürgern. Diese Bedingungen sind in den positiven Bestimmungen des Völkerrechts zwischen den kultivierten Staaten näher ausgeführt. Endlich folgt aus diesem zweiten Grundsatz, daß der Krieg wirklich pro aris et focis, für Altar und Herd, das heißt für die geistig-sittlichen und materiellen Güter geführt werde, die der Staat zu fördern und zu wahren hat, nicht aber zur bloßen Befriedigung des Ehrgeizes oder der Eroberungslust, noch viel weniger zur Befriedigung der Nachgelüste einzelner Parteien oder Klassen. Züchtigung für erlittene Unbill oder Vertragsverletzung, Wiedererlangung eines unrechtmäßig entzogenen Gutes können so gerechte Ursache zum Kriege sein.

Diese naturrechtlichen Grundsätze nun finden sowohl durch die Offenbarung als auch durch die Lehre und Praxis der Kirche ihre Bestätigung. Es hat freilich Selten gegeben, wie die Nazarenen, welche den Krieg unter allen Umständen als unsittlich verwarfen. Selbst bei Luther, der andere Male schrieb: „Wird Krieg draus, so werde er draus.“ Daß fröhlich hergehen, es sei Krieg oder Aufruhr,“ findet man den merkwürdigen, von der Kirche verworfenen Satz: „Gegen die Türken kämpfen, heißt Gott widerstreiten, der durch jene unsere Riffelaten heimsuchen will.“ Auch einige Kirchenväter wollten nicht dulden, daß Christen sich dem Kriegsdienst widmeten, jedoch nicht aus grundsätzlicher Gegenständigkeit gegen den Krieg, sondern wegen der großen Gefahren des damaligen Soldatenlebens für christlichen Glauben und christliches Leben. Die allgemeine Lehre und Praxis der Kirche erkennt, in Uebereinstimmung des heiligen Schriftes des Alten und Neuen Testaments, den Krieg als etwas unter gegebenen Umständen Berechtigtes, ja sogar Gutes und Verdienstliches an.

So sehr auch im Alten Bund als unterscheidendes Merkmal des künftigen Reiches Christi der Friede betont wird, die Zeit, da man „die Schwärter zu Pflugschaaren und die Lanzen zu Sichel umschmelzen wird“ (H. 2, 4; Mich. 4, 1—3), so wissen wir doch aus denselben Büchern, daß Gott dem auserwählten Volke wiederholt Kriege geboten und dazu seine Hilfe versprochen hat. Und so wie hier, beherrscht auch die Bücher des Neuen Testaments der Gedanke, daß der Krieg zwar dem christlichen Idealbild von dem Zusammenleben der Völker nicht entspricht, daß er aber relativ notwendig ist, wenn man die Menschen und Völker betrautet, wie sie wirklich sind, mit ihren Leidenschaften und so wenig durchdrungen vom echt christlichen Geist der Liebe, des Friedens und der Gerechtigkeit. Oder soll man sich wirklich alles ruhig gefallen lassen von Völkern, die ohne Stempel auch die heiligsten Verträge mißachten, wenn ihnen nur die genügende Macht zur Seite steht? Es kann der friedliebende Staat nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt. „Ihr werdet von Kriegen hören und von Kriegsgerüchten; fürchtet euch nicht, es muß das geschehen,“ mahnt der Herr seine Jünger (Matth. 14, 6). So hat weder Johannes der Täufer noch Christus von den sich beherrschenden Soldaten verlangt, ihren Stand aufzugeben, sondern nur, sich von Unrecht und Unbotmäßigkeit zu hüten. Man denke auch an den Hauptmann Cornelius in der Apostelgeschichte. Und wie klar spricht Paulus im Römerbrief (13, 1—5) die Pflicht aus, der Obrigkeit wie Gott zu

gehören, und zwar der Obrigkeit, die als rächende Dienerin Gottes das Schwert trägt.

Dies ist auch, um aus der Reihe der Kirchenväter nur einen anzuführen, die Auffassung des großen Augustinus. „Da hätte ja Johannes den Soldaten auf die Frage: Was sollen wir tun? antworten müssen: Werft die Waffen weg, verlaßt den Kriegsdienst, schlagt und verwundet niemand, streckt niemand darnieder. Aber er wußte, daß sie in diesen kriegerischen Handlungen keine Mörder waren, sondern Diener des Gesetzes, nicht Rächer eigenen Unrechts, sondern Verteidiger des öffentlichen Wohles.“ — Darf uns da verwenden, daß die Kirche gerade wegen ihrer Hochachtung des Friedens und seiner Wichtigkeit für die Pflege der höchsten geistigen Güter unter Umständen zum Kriege aufmuntert und die Päpste zur Zeit ihrer weltlichen Herrschaft selbst Kriege geführt haben? So energisch sich die Kirche bei ausbrechenden Streitigkeiten zwischen Völkern und Staaten um die Erhaltung des Friedens bemüht, wegen der großen Schädigungen für Kultur und Sitte, die das gewöhnliche Geschehen des Krieges bilden, so entschlossen billigt sie den unvermeidlich gewordenen Krieg, sie segnet die Waffen und begleitet die Kämpfer mit ihrem Gebet. So hoch auch die internationalen Friedens- und Abrüstungsbestrebungen und die wirklich erreichten Teilerfolge eingeschätzt werden müssen, so weiß doch die Kirche, daß der absolute ewige Völkerfriede unter den tatsächlichen Verhältnissen ein Ideal ist und bleibt, ohne Aussicht auf Verwirklichung.

So zeigt uns Offenbarung und Vernunft die sittliche Berechtigung des Krieges als Bestrafung des Unrechtes, als Wiederherstellung der verletzten Ordnung und des Rechtes, als Förderung und Wahrung der zeitlichen Wohlfahrt oder auch der Kultur, wenn es sich um Bekämpfung von Völkerskaffen handelt, die sich derselben hartnäckig widersetzen. Darin liegen gewiß hohe sittliche Werte; aber freilich haben Kriege auch Gelegenheiten gegeben zu Uebergriffen oder Mißbräuchen, die, wie bei der Notwehr des Einzelnen, unerblieben wären, wenn die Möglichkeit ruhiger Ueberlegung und Abwägung vorhanden wäre und nicht die tatsächlichen Verhältnisse eine schnelle Entscheidung notwendig gemacht hätten, in der leicht Maß und Ziel überschritten wird. Diese tatsächlichen, wenn auch mehr oder weniger entschuldigten Uebergriffe, ferner oft auch die Unkenntnis der Grundsätze und positiven Bestimmungen im Volke sind es, die zuweilen die Härte des Krieges mehr fühlbar machen und dazu verleiten, die Unberechtigtkeit eines einzelnen in Anwendung gebrachten Mittels oder Vorgehens auf den ganzen Krieg zu übertragen.

Als Christen dürfen wir aber auch in diesem Falle nicht außer acht lassen, daß über König und Völker einer Front, in dessen Hand der gerechte und auch der ungerechte Krieg mit all seinen Härten ein Erziehungs- und Pflanzmittel für die Menschheit und ihre Beherrschung ist. Und noch ein Lichtblick ist es, der uns mit diesen notwendigen Uebel verfühnen kann; man öffne nur die Augen und betrachte, wie durch den jetzigen Krieg so manche politische und nationale Streitigkeiten begraben werden, wie der Patriotismus wieder aufsteht und herabstürzt, wie unsere jungen Leute in Kriege Entschlossenheit, Opferwilligkeit, Begeisterung für hohe Ideale lernen und üben, wie unter den Zurückgebliebenen die christliche Caritas ihre schönsten Tugenden und Früchte treibt, wie Einzelne und ganze Klassen von Menschen die Notwendigkeit fühlen, sich wieder zu Gott ins rechte Verhältnis zu stellen. Das und so manches andere sind in der Tat hohe religiöse und moralische Werte, die der Krieg zeitigt und die uns leichter die Opfer und Härten desselben tragen lassen. Gebet der allgütige Gott, daß gerade diese sittlichen und religiösen Werte in unserem Volke und in unserem Vaterlande durch den Krieg gehoben und von allen, die es angeht, energischer als zuvor geschätzt und gefördert werden.

Im Lazarett.

Der Bahnzug rollt herein. Verwundete kommen! Sanitäter walten unter Aufsicht ihres Chefarztes ihres Amtes. — „Dieser Mann hat einen Brust- und einen Beinbruch! Vorsicht!“

Sie tragen ihn auf einem Handwagen mit Gummirädern und fahren ihn sachte, ganz sachte nach dem Lazarett.

Rechts und links an der StraÙe steht eine Menschenmenge. Aus dieser treten einige vor und werfen Blumen in die mit heilungsbedürftigen Kämpfern besetzten Gefährte. Auch unserem Schwerverwundeten streuen sie Eichenzweige und Rosen auf die Decken, die seine Schmerzen verhüllen. Fast teilnahmslos läßt er's geschehen. Er ist müde! O, so müde!

Nachdem er zurecht gebettet ist im Lazarett, atmet er auf . . . wie wohl das tut! Endlich ein menschenwürdiges Lager! Er schließt die Augen und fällt in einen bleiernen Schlaf.

Matt und dämmerig dringt das Morgenlicht durch die unverhüllten Paradenfenster. Da erwacht unser Mann. Anton Leberecht heißt er. Er ist Tischlergehilfe und der einzige Sohn einer armen Witwe. Himmel! Fühlt er sich elend! Er schaut um sich —

langsam steigt sein Erinnern auf. All die Schreden und Greuel des Schlachtfeldes ziehen vorüber an seinem geistigen Auge . . . er drückt den Kopf zurück ins Polster und versucht wieder zu schlafen. Es geht nimmer. Die Gedanken quälen ihn so . . . jetzt ziehen sie ihn nach der Heimat!

„Herrgott!“ Plötzlich fährt der Verwundete empor und stößt diesen Ruf aus. Die Barmherzige Schwester will ihn mahnen, stille zu liegen, aber es mahnen ihn schon seine Wunden. Kraftlos, mit schmerzverzerrtem Gesicht, sinkt er wieder zurück.

Die Heimat! In ihrem ärmlichen Stübchen die Mutter! O, diese Gedanken — diese Gedanken . . .

Aufgeregt winkt Anton Leberecht seiner Pflegerin: „Bitte, Schwester, welches Datum haben wir heute?“

„Den 5. September,“ sagt diese freundlich.

„Den Fünften . . . dann ist übermorgen der Namenstag meiner Mutter: Regina. Aber ich kann ihr heute nichts schiden! Der Schinken, den ich ihr alljährlich verehrte, bleibt heuer aus. Nur zu einer Karte reicht's. Schwester, bitte, besorgen Sie mir die!“ Leidenschaftlich erregt hatte der junge Mann das herausgestoßen und die Pflegerin hat zugefagt. Nun wird er stille, ganz stille und schließt die Augen. Unter den langen, dunklen Wimpern aber — die nicht gezuckt auf dem Schlachtfeld —

stehlen sich langsam zwei große Tränen hervor und rollen über die blassen Wangen.

Das ist Kindesliebe!

In dem Bett rechts nebenan regt sich's auch jetzt. Ein Mann mit einem Achselhuh ist's. Die Schmerzen lassen auch ihn nimmer schlafen. Unfreiwillig war er Zeuge des eben geführten Zwiegesprächs und — der heimlichen Tränen. Jetzt ruft er nach der Schwester. Ganz niederbeugen muß die sich zu ihm, er flüstert nur, als ob er heiser wär, und sehr eindringlich. Gleich nachher wird die Pflegerin abgelöst und verläßt den Saal.

Als sie nach einigen Stunden wiederkommt, bringt sie dem Anton Leberecht die gewünschte Karte. Der malt mühsam, von ihr gestützt, seinen Glückwunsch in zitternden Buchstaben drauf. „Die Adress“, bitt ich, mir mündlich zu sagen,“ meint die Pflegerin mit freundlichem Lächeln, „die Karte pad' ich dem Schinken bei.“

„Zu einem Schinken hab' ich kein Geld!“ sagte der junge Mann mit Nachdruck. Nach seiner Meinung gilt es ein Mißverständnis auszugleichen.

„Aber ich, Kamerad, hab' dazu welches!“ sagt jetzt der Nachbar zur Rechten und schaut dabei vergnüglich in Anton Leberechts Gesicht.

Ein schöner Soldatentod.

Als der Krieg von 1870 ausbrach, mußten viele Söhne hochbetagter Eltern zum Militär einrücken. Aus diesem Grunde sah auch eine arme Witwe in der Bre agne ihre drei Kinder vom Vaterhause scheiden. Wir wollen sie, um die fremdklingenden französischen Namen zu vermeiden, Heinrich, Franz und Friedrich nennen. In ihrer Tasche nahen sie den Rosenkranz mit sich, in ihrem Herzen den festen Glauben ihrer Väter, auf ihrer Stirne den Segen ihrer Mutter. Alle drei wurden demselben Regiment zugeteilt; Friedrich wurde Tambour. Gleich in den ersten Geirchten konnten die jungen Bretonen ihre Tapferkeit beweisen. Es ging heiß zu, viele ihrer Kameraden blieben auf dem Schlachtfelde, und sie selbst hörten manche Kugel um ihre Ohren pfeifen. Am 16. August kam es bei Bionville zur Schlacht. Friedrich schlug seine Trommel zum Angriff, als eine Granate dieselbe zerlegte und ihm die beiden Beine wegriß. Franz und Heinrich, die sich in der Nähe befanden, eilten herbei und lehnten den Verwundeten gegen ein totes Pferd. „Ein Kreuz!“ hauchte Friedrich.

Die Brüder schauten sich um, aber vergebens — nichts war da, nicht einmal einige Holzstücke, um daraus ein Kreuz zu bilden. Aus einmal fiel ihr Blick auf die beiden Trommelschlägel des Tambours. Franz nahm sie, legte sie kreuzförmig übereinander und band sie mit Hilfe seines Rosenkranzes zusammen. Friedrich ergriß dieses Kreuz hastig, lästete es wie auch den Rosenkranz und starb. Seine letzten Worte waren: „O meine Mutter! O mein Gott!“ Die Aufregung und die Gefahr für das eigene Leben dämpften in den Brüdern den Schmerz; sie drückten dem Toten die Augen zu, die mit seinem Blute benetzten Trommelschlägel aber nahmen sie mit und führten in die Schlacht zurück.

Einige Monate später kämpfte man unter den Mauern von Metz. Auch unsere Bretonen waren wieder dabei.

„Vorwärts,“ rief heldenmütig Franz, „für Gott und Vaterland!“ Und seine Soldaten machten einen verzweifelten Versuch, die Höhen von Auours zu erstürmen. Links und rechts fielen die Tapferen! Tausenden wie vom Tode wegemäht; aber der Held blieb handhaft und wich keinen Schritt zurück. Heinrich eilte seinem Bruder voraus, immer höher und höher hinauf, als ihn eine Kugel an der Schulter traf. In einem Sprung ist sein Bruder bei ihm. Er nimmt ihn in seine Arme, entfemmt sich langsam aus dem ärgsten Schlachtgefummel und legt ihn im Schatten einer Buche nieder.

„Ein Kreuz!“ bittet Heinrich mit flehentlichem Stimme. Franz öffnet seinen Tornister und reicht ihm das Kreuz von Bionville; die mit dem Rosenkranz zusammengebundenen schwarzen Trommelschlägel. Heinrich küßt es fromm, seine Lippen flüstern gleichfalls: „O meine Mutter! O mein Gott!“ — dann hauchte er seine Seele aus.

Franz lehrte nach dem Friedensschlusse, mit dem Ehrenkreuze geschmückt, in seine Heimat zurück. Noch heute kann man in der armen Stätte seiner Mutter an der Wand unter einer Statue der hl. Jungfrau das Ehrenkreuz und die beiden gekreuzten Trommelschlägel sehen.

Was für ein schöner Tod, — der Tod in treuer Pflichterfüllung, mit einem Kusse auf den Rosenkranz und das hl. Zeichen der Erlösung!

Ein Friedhofsbild.

Feucht und schwer liegt ein dicker Novembernebel über der Stadt in der Dämmerung des Allerseelentages. Ein allgemeiner Menschenstrom mit Kränzen und Kerzen ergießt sich in der Morgenfrühe durch die Straßen nach dem Friedhof — um die Gräber der heimgegangenen Lieben, treuen Verstorbenen mit Lichterglanz und bunten Blumen zu schmücken und an ihrer geweihten Ruhestätte ein andächtiges Gebet zum Himmel zu schicken.

Schweigend zieht die Menge über rasselnde welte Blätter ihres Weges. Nicht Freude, ernste Trauer ruht auf ihren Gesichtern.

Wir treten ein in den Friedhof. Hier an den Gräbern unserer Unvergesslichen schlägt das Herz des Lebendigen doch anders, als draußen im drängenden Weltgewühle. Ach, wie viele Augen, die einst unerblickten auf der schönen Erde, sind da geschlossen! Wie viele Hände — vornehme, weiche Hände — Kinderhändchen, welche unter harter Arbeit immer schwieliger wurden, bis sie zum Grabe und dann im Tode erstarrten: Hier ruhen sie alle.

Und das Herz, das Menschenherz mit all' seinem Wollen und Wünschen, Lieben und Leiden, mit seinem Frieden und Stürmen — es schlägt nicht mehr; alles in ihm ist still, was lebte und webte. Unter verwitterten Steinen und Kreuzspitzen, welche die aufgehende Sonne mit goldigem Schimmer überaieht — mit unkenntlich gewordenen Inschriften, schlummern Tausende seit Jahrzehnten den Todesschlaf. Da ruht mancher Held von seinen Kämpfen, mancher Gelehrter von den der Wissenschaft geweihten schlummerlosen Nächten, manch' vereffener Dichter, mancher Bürger, manch' armes Menschenkind von der Last seiner Jahre, von niederdrückenden Sorgen und Not, von namenlosem Kummer aus. Alle haben ausgekämpft und ausgerungen.

In dunklen Kammer, herrlichen Grästen ruhen die karglichen Reste Reicher und Mächtiger; nicht einmal eine schwache Erinnerung haben sie hinterlassen, wenn sie nicht durch Wohlthaten oder Hochsinn die Nachgeborenen zu Dank verpflichteten.

Schreiten wir weiter — überall, selbst auf den ältesten Grabstätten wuchern Blumen und Gräser, wächst üppiges Buschwerk, ragen lebenskräftige Bäume in den blauen Himmel empor. Da, wo die Alles verjüngende Natur oder die pflegenden Hände der Familienangehörigen fehlen, sorgt die Behörde dafür, daß auch diese Totenstätten sich würdig einreihen in den schönen Garten. In den verschiedenen Abteilungen des Friedhofs stehen an Gräbern Trauernde, in deren Brust der Schmerz noch ungeschwächt fortlebt; denn die Verbliebenen ruhen vielleicht erst seit Wochen, Monaten unter dem kühlen Rasenhügel. Die hellen Zeichensteine, weißen Statuen und Säulen, vergoldeten Kreuze blicken durch das dicht Grün und durch die Gruppen wachsender oder frischgepflückter Blumen, durch Gewinde und Kränze. Aber ach, wessen Herz bliebe frei von tiefer Wehmut, angesichts dieses Lebens über den Toten? Hier trauert eine Mutter, am blumengeschmückten Grab ihres so früh dahingeraffteten Kindes. Es war

ihre Liebling! Sie hatte weiter nichts, als das Glück seines Besitzes. Allein der unerbittliche Tod kam und brach die junge blühende Knospe. O, arme Mutter, — auch dein Liebling glänzt jetzt im Kreise der Engel. Dort ruhet eine junge Gattin an dem grünen Grabeshügel, der erst seit kurzem ihr ganzes Lebensglück, den Geliebten, umschließt. Ein wehes Aufschluchzen mischt sich in ihrem Tränenstrom, krampfhaft zieht der Schmerz ihre wunde Brust zusammen. Zu innig hatte sie an ihrem Gatten gehangen, zu heiß hatte sie ihn geliebt, und im Schmerz möchte sie mit ihren Händen die Erde aufscharrn, um den einzig Treugeliebten ihrer Tage nur noch einmal zu sehen, nur einmal noch Glück und Bönne aus seinem lieben Lächeln zu atmen — doch umsonst. Der Tod gibt kein Opfer nicht mehr zurück.

Dort an jenem halbverfallenen Grabhügel mit schlichtem Kreuz sitzt ein Mann in der Kraft seiner Jahre; oft sitzt er hier, denn draußen ruht seine Frau, an deren treuen Seite er mehr als 25 Jahre lang durch die Bahn des Lebens ging, die alle Väter mit ihm trug, wie sie auch all' seine Freuden teilte; und er steht nun einsam in der Welt; daher weilt er so gern an diesem Plaze und spricht mit dem Geiste seiner treuen Lebensgefährtin, die ihn erwartet. „Ach komme bald,“ flüstert er kaum hörbar und richtet die umflorten Augen himmelwärts. An einer anderen — nein, an hundert anderen Stellen weilen und klagten Kinder an den Gräbern des Vaters oder der Mutter, oder beider, trauern Eltern an den Kindesgräbern, Geschwister über der Ruhestätte von Bruder und Schwester — ach, wer könnte die Fülle des Schmerzes ermessen und erfassen, welcher die Seelen all' dieser Trauernden erareift! Wie manches arme Menschenherz beweint hier still den Erkalter, den Beschützer, den Freund — sein Liebstees hienieden auf Erden! Wie manche Brust soltert das Bewußtsein, daß der Beweinte in seiner reinsten, raresten Blüte geknickt ward, daß er Vieles, ja Großes hätte leisten können, wenn das dunkle geheimnisvolle Geschick ihn verschont hätte!

Ach und wie manche andere Seele wandelt hier, bereits den nasenden Todeskeim im Innern und das Gefühl mit sich tragend: „Bald bist du auch hier, um eingesenkt zu werden in den Schoß der Erde!“

Inmitten der Gräber gehört nur ein geringer Grad von Erbildungskraft dazu, um sich die Tausende von Geistern, deren leibliche Hüllen hier ruhen, lebhaft zu vergegenwärtigen. Es ist uns, als schwebten sie über den grünen Erdbüscheln, über den Kreuzen und Denkmälern, als rauschten sie in den Cypressen, als hüvelten sie in den sitzenden Blättern der Silberpappeln und der Trauerweiden.

Schmücken wir zur Erinnerung an unsere teuren Verstorbenen deren Gräber mit frischen Blumen, dem Zeichen der Freude und der Trauer zugleich. — Der raschen Vergänglichkeits und des ewigen Lebens! O! Männer und Frauenwelt, Bräute, Jungfrauen und Kindercharen, auch ihr ward einstige Blumenbeete in der Wüste des Lebens. Ob reich, ob arm, Freund und Feind, alt oder jung, ob Katholik, Protestant oder Andersgläubiger — hier an dieser Stätte umschlingt die tiefer Todesrieder. Nicht wissen wir, wer sie alle sind, denn der Fortschritt der Zeit zernagte die Schriftzüge, die uns ihr Gedächtnis bewahren sollten. Aber ihre Namen stehen noch eingeschrieben in den Herzen derer, von denen der Tod sie schied, solange diese Herzen schlagen. Abendstille ist eingetreten. Die Sonne will ins Wolkengrab versinken und wirft noch ihre schwachen Strahlen auf die Gräberstadt. Das Abendrot erlischt und in den weit ausgedehnten grünen Saal hinein leuchten schon die Gasflammen. Da leuchtet es auf, Kerzen Lämpchen, Laternen werden angezündet auf blumenreichen Hügel. Es ist, als ob sie uns künden wollten, daß erfüllt sei unsere Bitte: „Und das ewige Licht leuchte ihnen!“

Die Dämmerung hat sich nun ganz herabgesehnt. Leise rauscht das Flottern der seidnen Bänder an den Kränzen, welche auf den gezierten Gräbern liegen. Umgeben von Tod und Grab schweift noch mal schnell unser Blick über die Berge von Blumen, Däsen und Kränzen — über die Stätte des allgewaltigen Todes. Unter den Traubgehängen und Bäumen und rings an der dunklen Friedhofsmauer flammen helle Lichter auf. — erst Tausende, dann Hunderte, Tausende. Die Hinterbliebenen haben ihre Toten nicht vergessen. Und bald ist der ganze Friedhof in eine leuchtende Flut getaucht, wie der ferne Glanz eines ungeheuren Christbaums.

Langsam erlöschen die Lichtlein, eines ums andere und Alles drängt den Toren zu, die aus dem Reiche des Todes zurückführen ins Reich des Lebens.

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Eine Liebesgabe für die Soldaten im Felde.

Die Sünde verschließt dem Menschen das Himmelstor. Mit zwei Schlüsseln kann es wieder geöffnet werden. Der eine ist aus Eisen, der andere aus Gold. Der eiserne ist die heilige Beichte, der Empfang des Sakramentes. Das ist der gewöhnliche Schlüssel, der den meisten Sündern den Himmel wieder öffnet. Der goldene aber ist die vollkommene Liebe zu Gott oder die daraus entspringende vollkommene Reue. Den eisernen Himmelschlüssel haben wir nicht immer zur Hand. Ein Priester muß ihn dem Sünder reichen. Den goldenen aber bietet uns Gott allezeit an, und auch dann, wenn wir nicht beichten können, sind wir doch in der Lage, uns damit den Himmel wieder aufzuschließen.

O wie wichtig ist die Lehre doch für alle Soldaten draußen im Felde! Darum schickt ihnen diese Nummer des *Pontifikatsboten* mit der *Feldpost* und streicht ihnen diesen Aufsatz besonders an, damit sie denselben ja aufmerksam und öfters lesen.

Da ist ein Soldat, der zwar vor dem Kriege in der Heimat gut gebeichtet, aber leider ist er später wieder in eine schwere Sünde oder gar mehrere zurückgefallen. Bald geht es in ein blutiges Gefecht. Wenn ihn nun eine Kugel tödlich trifft, ist er verloren für ewig? Nein! Denn er kann noch vollkommene Liebe und vollkommene Reue erwecken!

Höre darum, wie man vollkommene Liebe zu Gott und vollkommene Reue erweckt! Uebe dich fleißig darin, besonders jeden Abend vor dem Schlafengehen und vergiß sie nicht in Todesgefahren.

1. Gott ist unendlich gut und vollkommen.

Es wird uns nicht schwer, einen edlen, tugendhaften Menschen hochzuschätzen und zu lieben: Gott aber ist unendlich vollkommen, er vereinigt in sich alle guten Eigenschaften in unendlichem Maße; er ist unendlich groß, schön, liebenswürdig.

Wie sollte es uns da schwer fallen, für ihn uns zu begeistern, ihn über alles hoch zu achten und von ganzem Herzen zu lieben!

Sprich darum recht innig: O mein Gott! Ich liebe dich von ganzem Herzen und über alles, weil du unendlich gut und groß, unendlich schön und vollkommen bist.

2. Gott, unser bester Vater.

Wird es ferner einem Kinde schwer, seinen guten Vater, der es mit Wohlthaten überhäuft, zu lieben, ihm Freude zu machen? — Nun, wir haben alle einen Vater im Himmel und es ist der beste, liebenswürdigste Vater, voll Güte und Erbarmen zu uns. Kann es uns da schwer fallen, ihn von Herzen zu lieben?

Sprich darum wiederum aus tiefster Seele: O mein Gott! Ich liebe dich, meinen guten Vater im Himmel, meinen größten Wohltäter, mein Ein und Alles.

3. Jesus, unser Erlöser, für uns gestorben.

Endlich! Wenn im Krieg ein Kamerad dir das Leben gerettet hätte, würdest du ihm nicht dankbar bleiben dein Leben lang, würdest du ihn nicht lieben? Und wenn er selbst sein Leben hingegeben, um dich vor dem tödlichen Stoß zu bewahren! Ich frage, würdest es dir schwer, ihn zu lieben? — Nun mache die Anwendung auf Jesus Christus, deinen Heiland und Erlöser. Er ist am Kreuze für dich gestorben. Du wärest ewig verloren ohne ihn.

Sprich darum recht oft, indem du an deinen gekreuzigten Heiland denkst: O mein Jesus! Ich danke dir, daß du für mich gestorben bist. Ich liebe dich deshalb von ganzem Herzen. O Jesus! Dir lebe ich! O Jesus! Dir sterbe ich! Dein bin ich im Leben und im Tode!

— — — Wenn du so mein Christ, Gott von Herzen und über alles hochschätze und liebst, will er deiner Sünden nicht mehr gedenken.

Aus der vollkommenen Liebe entspringt dann wie von selbst die vollkommene Reue. Sie ist darin, von wie im Reime enthalten. Wenn wir Gott über alles hochschätzen und lieben, weil er unendlich gut und weil er unser größter Wohltäter und bester Vater ist, muß es uns da nicht von Herzen leid tun, daß

wir diesen Gott und Vater durch unsere Sünden beleidigt, erzürnt und gekränkt haben? — Wenn wir uns für Christus, den Herrn, den König aller Könige begeistern wenn wir ihn wieder lieben, der für uns gestorben, wie können wir da die Sünde noch lieben, die ihn gekreuzigt hat?

Stelle dir darum deinen Heiland am Kreuze im Geiste vor und bete voll Liebe zu ihm aufschauend:

Dich liebt, o Gott, mein ganzes Herz,
Und ist mir das der größte Schmerz,
Daß ich betrübt, dich, höchstes Gut,
O, wasch mich rein in deinem Blut.

— — — Könnte ich doch über die Schlachtfelder eilen und allen Soldaten, besonders allen Schwerverwundeten und Sterbenden diesen Himmelschlüssel reichen. Könnte ich doch jedem Soldaten diese Zeilen zu lesen geben. Schickt sie wenigstens soviel als möglich ihnen zu. Der Rat, oft vollkommene Liebe und Reue zu erwecken, ist vielleicht die beste und kostbarste Liebesgabe, die ihr ihnen zusenden könnt. (Aus *Männerapostolat*.)

Liebesgaben für unsere gefallenen Soldaten.

Wohl noch niemals hat sich deutscher Opfergeist in so herrlicher Weise gezeigt, als im gegenwärtigen blutigen Weltkriege. Alles reicht sich die Hände, um mit Liebesgaben allerorten nicht nur unsere ins Feld ziehenden Soldaten zu erquickern sondern auch den von Schicksalsschlägen schwer getroffenen Familien in der Heimat kräftig beizustehen. Während war es, in den Tagen der Mobilmachung auf den einzelnen Bahnhöfen den Opfern unserer deutschen Frauen und Jungfrauen, selbst aus den höchsten Ständen, mitanzusehen zu können. Und auch jetzt noch: Wie stink sind die Hände geworden! Man flicht und flicht, emstlich warme Unterkleider, Leibbinden, Strümpfe und vieles andere Nützliche angefertigt.

Und erst ein Blick in unsere Lazarette! Wie sich die Hände regen, die Wunden zu verbinden, wie das Herz verlangt, Trost zu spenden, wie das Auge sich feuchet, wenn ein Verwundeter seine Seele anshaut! Und manche drückt es als das Schwerste, daß sie diesen in Gott verstorbenen Helden keinen Liebesdienst mehr erweisen können.

Und doch! — Es gibt auch Liebesgaben für unsere gefallenen Soldaten. Wie leicht sind sie zu spenden! Du betest ein stilles „Vater unser“ für sie — eine herrliche Liebesgabe! Du wohnst nicht nur an Sonn-, sondern auch nach Möglichkeit an Werktagen der hl. Messe bei — eine nicht abzuschätzende Liebesgabe! Du gehst gar während der hl. Messe zur hl. Kommunion. Kannst du eine größere Liebesgabe spenden als die Aufopferung einer einzigen hl. Kommunion, wo du das größte Geschenk, den teuersten Schatz, den Heiland selbst als Liebesgabe den Verstorbenen aufopferst? — Auch der Rosenkranz, der jetzt durch deine Finger gleitet, ist ein vorzügliches Liebesgeschenk; jede Rosenkranz-Perle eine Liebesgabe für die gefallenen Soldaten!

Am Sonntag nachmittag sitzt du zu Hause. Ach, es ist so einsam bei dir; es fehlt dir dein teurer Gatte, du schaust nicht mehr ins Auge deines braven Sohnes. Ob du ihn wiedersehst? . . . Oder ist er schon gefallen? . . .

Gewiß! Du darfst dich ausweinen! aber vergiß es nicht; vielleicht weint auch er und noch viel bitterer in den Flammen des Reinigungsortes. Tief betrübt gehst du da in stiller Nachmittagsstunde zur Kirche; da kniest du nieder vor dem Tabernakel, da klagst du laut dein Leid vor „Erdestein der Betrübten“, da suchst du Trost in der Betrachtung des Leidens Christi. Wie sie so ernst, aber auch so trostvoll reden, diese 14 Bilder des hl. Kreuzwegs! O dieses Sündenlein in der Kirche, wie hat es Liebesgaben für die gefallenen Soldaten gespendet!

Der große Trauertag und Gedenktag, der 2. November, steht vor der Tür; in diesem Jahre für tausende Familien wirklich ein großer Trauertag. „Ach, läßt du doch wenigstens auf unserem

Friedhof, du mein teurer Gatte, du mein liebster Sohn, auf daß ich wenigstens schmücken könnte dein Grab und anzündete ein Armenseelen-Lichtlein am Abend. Aber ach, du liegst im Feindesland! Und ich weiß nicht den Ort, wo du gestallen, und kenne nicht den Grabeshügel, worunter du schläfst. — Schlaft wohl, ihr tapferen Krieger, schlaf wohl, du meine einzige Liebe! Nur einen Liebesdienst kann ich dir noch erweisen: Am großen Trauertag des 2. November jene große Liebesgabe für die Armenseelen dir zuwenden, die uns als „Abschiedsgeschenk“ unter hochseliger hl. Vater Pius X. dargereicht hat. Wie merkwürdig war es doch, daß eine der letzten Bestimmungen Pius X. gerade die Verteilung eines großen Ablasses betrifft, der wie am *Portiunkulafeste*, so oft für die Armenseelen gewonnen werden kann, als man eine Kirche oder Kapelle besucht und nach der Meinung des heiligen Vaters für die Verstorbenen betet!

Der 2. November ist fernerhin der große *Portiunkulafest* für die Armenseelen in diesem Jahre; ein *Freudentag* für die im blutigen Kriege gefallenen Soldaten. Auf diesen „*Freudentag der Armenseelen*“ euch aufmerksam zu machen, ist der Zweck dieser Zeilen. Die hochw. Seelsorger werden gewiß besonders in diesem Kriegesjahre alle ihre Parakinder zur eifriger Benutzung dieses großen Armenseelen-Ablasses auffordern, aber auch in kommenden Jahren den Armenseelentag zum „großen Freudentag“ machen.

Der Soldatentod ein heiliges Martyrium.

In einem ergreifenden, tiefgründigen und formvollendeten Bruderschaftsbrief wendet sich einer der höchststehenden Priester Münchens, der Stiftsprobst von St. Kajetan, Dr. Joseph von Hecher, an die Mitglieder der alterwürdigen *Armenseelen-Bruderschaft*, indem er zu fleißigem Besuch der Armenseelenandachten ermahnt und den jetzigen Krieg in eine Parallele zum Martyrium bringt. Der Stiftsprobst schildert das Aufstehen des deutschen Volkes, die Siege der deutschen Waffen, aber auch die Opfer, welche der Kampf schon gefordert, und fährt dann fort:

Wann stieg je ein *Allerseelentag* empor mit so viel Weh und Trauer über so vielen Gräbern? Und wie drängt sich nun an jedes Herz der Ruf der Kirche in dieser Allerseelentage mit einem wahren Angestüm heran: Betet für eure Toten! Es liegt ja gewiß ein Trost in der großen Wahrheit: Alle, die im Kampfe heldenhaft gefallen, sind als des Vaterlandes Schützer und Retter gefallen, sind als unser aller Schützer und Retter in den Tod gegangen, haben uns und unseren Nachkommen einen unschätzbaren unvergesslichen Dienst geleistet, für den der Dank des ganzen Volkes nie verstiegen wird. Aber ein noch tieferer Trost liegt in unserer christlichen Lebensanschauung. Der Soldatentod ist nicht nur ein ehrenvolles, verdienstreiches und ruhmwürdiges Ende, er ist ein heiliges Martyrium. Diese Meinung begründet Dr. v. Hecher aus dem Hauptwerke des Thomas v. Aquin und folgert dann: Welch ein Trost für unsere braven Soldaten! Sie vertreten eine große, gerechte, eine heilige Sache, weil es sich um das Wohl des Vaterlandes handelt, das das höchste Gut auf Erden ist. Wer für ein solches Ideal eintritt und dafür sein Leben läßt, der vollbringt nicht nur einen Tugendakt, er leistet eine Heldentat. Er gab sein Leibes und Höchstes für das höchste Gut auf Erden! Und tut er es, weil er in der staatlichen Autorität, die ihn zu den Waffen rief, die Autorität Gottes erblickt, opfert er sein Handeln, seine Mühen, sein Leben Gott dem Herrn hin, wie das eines guten Christen tägliche Gewohnheit ist, dann ist sein Tod ein Martyrertod. Der Martyrertod aber löst alle Sündenschuld. Welch ein Trost für alle Lieben, die der Krieger daheim liebt, die Eltern, die Gattin, die Kinder, die auf den Vater angewiesen sind, die Braut, deren schönste Zukunftshoffnungen vernichtet wurden! Sie dürfen sich sagen: Der Vater, der Gatte, der Sohn, der Bräutigam starb den Martyrertod für die höchsten Ideale, die diese Welt bieten kann, er starb für das irdische Vaterland, um durch den Tod das himmlische zu erwerben.



Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Coloneizelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt erfüllt. Erfüllungsort: das Einklagen von Forderungen ist Süda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik und Ratgeber für Landwirtschaft etc.

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actendruckerei in Sulda.

Nr. 45. Sonntag den 8. November 1914. 31. Jahrgang.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender. — Dreiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. — Der Seelenbau. — Aus dem Kalender der Woche. — Deutschlands und Frankreichs Stellung zur Religion. — Alban Stolz über die Engländer. — Kriegsanacht. — Edele Pflichttreue. — Die Unterstützung des Bonifatiusvereins. — Die Witterung unserer Soldaten. — Der weiße Spah. — Probate Mittel gegen allerlei Anfälle. — Mein Stolz.

Wochentalender.

- Sonntag, 8. Nov., 23. n. Pfingsten. Kirchweihfest.
- Montag, 9. Nov., Fest der Einweihung der St. Salvatorkirche zu Rom. Theodor, M.
- Dienstag, 10. Nov., Andreas Koellinus, Bekenner.
- Mittwoch, 11. Nov., Martinus, Bischof und Bekenner.
- Donnerstag, 12. Nov., Martin, Papst und Martyrer.
- Freitag, 13. Nov., Didacus, Bekenner.
- Samstag, 14. Nov., Josaphat, Bischof und Martyrer.

Dreiundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten.

Jesus heilt ein Weib von zwölfsjähriger Krankheit und erweckt die Tochter des Jairus.

Evangelium Matth. 9, 18-26.

In jener Zeit, als Jesus zum Volke redete, trat ein Vortreter der Synagoge herzu und betete ihn an und sprach: „Herr, meine Tochter ist soeben gestorben, aber komm und lege deine Hand auf sie, so wird sie leben.“ Und Jesus stand auf und folgte ihm samt seinen Jüngern. Und siehe, ein Weib, das zwölf Jahre am Blutflusse litt, trat von hinten hinzu und berührte den Saum seines Kleides; denn sie sprach bei sich: „Wenn ich nur sein Kleid berühre, so werde ich gesund.“ Jesus aber wandte sich um, sah sie und sprach: „Sei getrost, Tochter, dein Glaube hat dir geholfen.“ Und das Weib ward gesund von derselben Stunde an. Und als Jesus in das Haus des Vortreters kam und die Aiden vieler und das lärmende Volk sah, sprach er: „Weibet, denn das Mädchen ist nicht tot, sondern es schläft.“ Da weachten sie ihn. Nachdem aber das Volk hinausgeschafft war, ging er hinein und nahm es bei der Hand. Und das Mädchen stand auf. Und der Ruf davon ging aus in derselben ganzen Gegend.

Der Seelenbau.

In jeder, der diese meine Worte hört und befolgt, gleich einem klugen Manne, der sein Haus auf einen Felsen gebaut hat; Plazregen fiel, Flüsse kamen daher, Winde stürmten und stießen an jenes Haus; aber es fiel nicht ein, denn es war auf Felsen gebaut. Ein jeder aber, der diese meine Worte hört und nicht befolgt, gleich einem törichten Manne, der sein Haus auf Sand baute. Plazregen fiel, Flüsse kamen daher, Winde bliesen und stürmten an jenes Haus, und es fiel ein und sein Fall war groß. (Matth. 7, 24)

Glaube nicht, sagte der hl. Johannes Chrysostomus, daß der Heiland in diesem Gleichnisse von Häusern reden will; nein, wohl aber von der Seele will er sprechen, die je nach ihrem Verhalten zur Lehre Jesu entweder befestigt wird

oder zu Falle kommt. Wer an Jesu Lehre glaubt und darnach tut, dessen Seele ist fester als ein Haus, stärker als ein Turm, unüberwindlicher als eine Festung; durch keine Trübsal, keine Versuchung, keine Nacht der Hölle kann sie auch nur im geringsten erschüttert werden.

Dem hl. Paulus ist der Vergleich der Seele mit einem Hause oder vielmehr einer Kirche sehr geläufig. Wisset ihr nicht, so fragt er die Korinther, daß ihr ein Tempel Gottes seid und der hl. Geist in euch wohnt? (1 Cor. 3, 16)

Heute am Feste der allgemeinen Kirchweih, betrachtet nicht nur das Kirchengebäude, sondern auch den Seelenbau.

Das Fundament der Seele muß der Glaube sein. „Der Gerechte lebt aus dem Glauben“, sagt die Schrift. (Gal. 3, 11) Wenn du eine hohe Auffassung hast von deiner Seele, wenn du der Ueberzeugung lebst, daß sie ein Funke Gottes ist, daß sie ein Bild und Gleichnis der allerheiligsten Dreieinigkeit ist, daß sie zur Unsterblichkeit und ewigen Seligkeit berufen ist, dann wirst du auf dieser Grundlage mit leichter Mühe die Tugend aufbauen und deinen Sinn zu himmlischen Dingen emporrichten.

Die Wände, die aus einzelnen Steinen bestehen und einander schützen, tragen und halten, bedeuten die gegenseitige Liebe. „Einer trage des andern Last“, mahnt Paulus; wiederum meint er im Epheserbrief (4, 15), daß wir durch die Liebe wachsen sollen in Christus, in welchem der ganze Leib der Kirche mittels Gelenke der Hilfeleistung zusammengehalten und verbunden wird. Besonders jetzt ist dieses gegenseitige Stützen und Tragen am Platze. Wir zu Hause können einander durch manchelei Dienste ausbessern und beistehen. Für die Liebeswerke an die Truppen aber gilt der Ausruf des Völkerapostels: laßt uns im Gutes tun nicht müde werden! Wenn die Soldaten im Felde die erste Mauer bilden, so bilden die Angehörigen in der Heimat die zweite Mauer, welche die erste deckt und stärkt; und ich meine an dieser zweifachen, an dieser doppelten eihernen Mauer muß der Ansturm einer ganzen Welt zu Schanden werden.

Die Kuppel und der Turm des Seelenbaues ist das Gottvertrauen. Der Kirchturm erstigt ja mit seiner Krone die vier Wände und führt sie über die Dächer der Nachbarhaft empor zur lichten Höhe. So soll auch die Seele emporgehoben werden über die Niederungen der Furcht und des Kleinmutes, der Zughastigkeit und kleinsüch-

Sorge zu Gott, dem allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde, dem treuen Helfer in der Not.“ Ich erhebe meine Seele zu den Bergen, von denen mir Hilfe kommt; meine Hilfe ist im Namen des Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. (Ps. 120) Der Traktas aus der heutigen Kirchweihmesse entnimmt dem Munde des Psalmisten die schöne Stelle: die auf den Herrn vertrauen sind wie der Berg Zion; er wird nicht wanken in Ewigkeit; Berge sind in seinem Umkreis — und der Herr ist im Umkreis seines Volkes von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Findest du auch einen Altar im Seelengebäude? — Es ist der Opfergeist, die volle Hingabe an Gott, der Verzicht auf die Eigenliebe, das Hinmischeln der sinnlichen Triebe. Verlangt nicht diese schwere, diese eiserne Zeit, manche Entsagung von einem jeden aus dem deutschen Volke. Wenn der Soldat seine Gesundheit, seine Bequemlichkeit, seine Freiheit, manchmal sogar sein Leben opfert, müßtest du nicht als erbärmlicher Wicht und Weichling dastehen, würdest du nicht deine Lebensführung etwas einfacher gestalten, in deinen Anzügen an Essen, Trinken, Kleidung bescheidenere werden in manchen Genüssen der Beschränkung oder Enthaltung auferlegen? Laßt du es nicht bloß aus bitterer Not, sondern aus Liebe zum Vaterland, zum Vorbild für die Mitmenschen, zum Wohl deiner sündigen Seele und in erster Linie aus Liebe zu deinem Heiland, dann haben deine Opfer einen doppelten, ja einen zehnjachen Wert! —

Was wäre eine Kirche ohne Schmuck? Würden nicht die Gläubigen daran Anstoß nehmen, mit Widerwillen ein solches Gotteshaus besuchen oder gar ihm den Rücken kehren? Ist sie aber würdig geschmückt, schautst du da prächtige Statuen, mannreiche Darstellungen, schöne Heiligenbilder, dann geht es dir wie dem königlichen Sänger David, der da ausruft: wie lieblich sind deine Zelte, o Herr, der Heerscharen; es sehnt sich und schmachtet meine Seele nach deinen Vorhöfen; mein Herz und mein Fleisch frohlocken entgegen dem lebendigen Gott; ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser als tausend in den Zelten der Sünder. (Ps. 83) Welches ist aber der Schmuck der Seele? Du weißt es; das ist die heiligmachende Gnade, die den Menschen Gott annehmen und wohltaesällig macht. Von einer Seele aber, die dieses Schmuckes entbehrt, wendet sich Gott mit Abscheu und Eckel hinweg, und schließt sie vom Himmelreiche aus. Bewahre

also, ja bewahre, du christliche Seele, das Kleinod der Gnade. Keine Anstregung kein Kampf, kein Opfer darf dir zu viel sein.

Ein Haus und besonders eine Kirche braucht auch beständige Unterhaltung und Verbesserung. An großen Dom- und Kathedralkirchen sind fast ununterbrochen Maurer, Bildhauer und Künstler an der Arbeit. Auch deine Seele soll Fortschritt machen unter dem Meißel der Leiden, unter dem Hammer der Versuchungen, unter der Geißel des Kriegeres; manche Lichtseiten für das christliche Leben blitzen ja jetzt schon aus der Fackel des Krieges. Was der große „Goldmund“ sagt von dem Einfluss einer Heimrichtung auf die St. d. Konstantinopel, das dürfen wir auch auf unsere Zeit anwenden: der Jügellose ist jetzt zahm geworden, der Trostige sanftmüthig, der Leichtsinne gewissenhaft; die sonst in keine Kirche hineinsahen, sondern in Theatern saßen, bringen jetzt viele Zeit in der Kirche zu. — Daß mich schließen mit einer Bitte: denke heute einige Augenblicke nach über die große Frage deines Heilandes: Was nützt es dem Menschen, wenn er ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet? (Math. 12, 29).

Der Pfarrherr.

Aus dem Kalender der Woche.

Ein seltbares Gut

„Zeit ist Geld“, sagt ein Sprichwort, und es enthält, wie die meisten im Volke entstandenen Sprüche, eine tiefe Wahrheit; nur darf man's nicht zu wörtlich nehmen, sonst müßte man bei allen denen, die viel Zeit übrig haben, große Reichthümer suchen, wie bei Arbeitslosen, die gegen ihren Willen feiern müssen, oder bei solchen, die freiwillig dem Nichtstun sich ergeben wie die Bagabunden und Bandstreicher, von denen bekanntlich keiner Einkommensteuer zahlt. Das oben angeführte Wort will nur besagen, daß man durch gute Benützung der Zeit irdische und ewige Güter sich sammeln kann, daß daher die Zeit etwas Wertvolles ist, mit dem man nicht wüsten und verschwenderisch umgehen darf. Die Zeit ist obendrein ein merkwürdiges Gut, von dem man nie weiß, wie viel einem eigentlich gehört; sie ist nicht wie ein Monatsgehalt, den man sich einteilen kann, und der bei eifernem Willen bis zum nächsten Ersten reichen muß; und reicht er nicht, infolge unvorhergesehener Umstände, so weiß man doch, daß zu Beginn des nächsten Monats eine gleiche Summe fällig wird. Bei der Zeit ist's ein bißchen anders; oft meinst du ein paar Stunden vor dir zu haben, über die du frei verfügen und die du beliebig einteilen kannst. Doch hast du die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Es klopf und auf dein „Herein!“ tritt ein Besuch ein, dem du nicht die Türe weisen kannst, und die freie Zeit ist dahin. Und darfst eigentlich gar nicht einmal denken: „Morgen ist auch ein Tag“, denn statt des erhofften Tages kann eine Nacht kommen, die kein Sonnenschein mehr abläßt, in der du nicht einmal das Sterbenslicht siehst, das man neben dir anzündet, weil du kalt und starr und tot bist. Und gar draußen auf dem Schlachtfeld, wie werden da die Menschen hingemäht von den feindlichen Augen, plötzlich, wie vom Bliz getroffen! Ja wohl, wie viele Jahre du schon umherwandelst auf Gottes Erde, das weißt du, wie viele du aber noch wandern wirst, das ist dir und mir verborgen. Darum eben ist die Zeit so wertvoll.

Und auch darum, weil sie uneinbringlich ist; hast du im Geschäft verloren, so kannst du durch Sparsamkeit vielleicht den Verlust in Kürze hereinbringen; ist dein Haus dir abgebrannt, kannst du ein neues bauen; ist dein Hausstand durch den Tod deiner Gattin aufgelöst worden, kannst du einen neuen gründen, wenn du auch noch so alt bist, denn eine Lebensgefährtin findet sich für jeden Mann, er darf nur nicht heikel sein; aber die verlorene Zeit und die Gelegenheit, Gutes zu tun, die sie bot, kannst du nie und nimmer gewinnen!

„Den verlorenen Augenblick
Bringst kein Tränenstrom zurück!“

Gewiß warst du zu Allerseelen draußen auf dem Gottesacker und y. Lichtlein angezündet auf dem Grabe deiner Lieben oder eines guten Freundes oder gar auf dem Rasenfeld über der letzten Wohnstube eines fremden Unbekannten, den man vielleicht leblos aufgefunden auf der Landstraße.

Und wenn du da hättest reden können mit den Hunderten stillen Schläfern, da hättest du erst erfahren, welchen Wert die Zeit hat. Nur eine einzige Stunde Lebenszeit ist sich da mancher wünschen, um eine gute Beicht abzulegen, zu der er aus Leichtsinne in all den Jahren, da er unter uns lebte, nicht gekommen; und ein anderer, dem es drüben gut geht, wünschte sich gewiß noch viele Erdenjahre, um noch mehr Gutes tun zu können, als er getan, damit seine Herrlichkeit und Seligkeit noch größer wäre in der anderen Welt. Wir würden staunen bei solcher Rede über den Wert einer einzigen Stunde, der uns da geoffenbart wird.

Darum ist's auch nicht völlig wahr, wenn man sagt: „Aufgeschoben ist nicht aufgehoben“; es kann ein Mächtiger als wir einen Nagel vorschieben und wir sind mit unseren guten Plänen und Absichten für die Zukunft fertig. Drum heißt's auch, die Zeit gut benützen, besonders in der Jugend. Wer das Wachsen und Dehnen der Bäume beobachtet draußen in den Wäldern, der wird wissen, wie rasch so ein Tannen- oder Kieferbäumlein zunimmt in seinen jungen Jahren, im Alter merkt man hingegen auch in zehn langen Jahren kein Zunehmen. So ist's auch beim Menschen; solange er jung ist, gilt's sich zu strecken und zu wachsen, nicht bloß körperlich, sondern auch zunehmen an natürlichen und übernatürlichen Verdiensten, im Alter ist's dazu oft zu spät, ganz abgesehen davon, daß es niemand schwarz auf weiß hat, daß er alt wird. Nur der Augenblick, den wir jetzt leben, ist unser, alle andern sind unsicher und ungewiß.

Da hatte der hl. Andreas Avellinus († 10. November 1608), dessen Fest am 10. November im Kalender verzeichnet ist, die rechte Ansicht. Nie sah man ihn müßig. Er gestattete sich nur vier Stunden zum nächtlichen Schlaf und durchwachte manchmal die ganze Nacht. Konnte er zur bestimmten Stunde nicht schlafen, und kam erst der Schlaf zur Zeit, wo er aufzustehen pflegte, so sagte er zu seinem Weibe: „Als ich schlafen wollte, hast du nicht gewollt; jetzt, da du willst, will ich nicht, steh' also auf!“ Immer trug er eine Sanduhr an seinem Gürtel, deren Ablauf ihn mahnen sollte, wie schnell die Zeit vergehe; man nannte ihn deshalb den „Tyrammen der Zeit“, weil er sich diese durch fortwährendes Arbeiten gleichsam gefesselt hielt. Er pflegte zu sagen, der Mensch habe keinen größeren Feind als den Müßiggang. Wenn man Rechenschaft geben müsse von jedem müßigen Worte, so werde man um so strengere geben müssen von so viel verlorener Zeit. Osi seufzte er mit Tränen in den Augen: „Ach, wie vielen ist die Zeit zu lang, so daß es ihnen nötig wird, sie zu vertreiben, und doch ist sie so kurz und läßt sich nicht zurückbehalten.“

Selt ja, von dem Heiligen können wir beide etwas lernen, du, lieber Leser, und auch ich, der Kalendereschreiber? Wollen wir's?

Der Kalendereschreiber.

Deutschlands und Frankreichs Stellung zur Religion.

Durch die großmüthige Entschließung des deutschen Kaisers, der auf das Ersuchen des Kölner Cardinals v. Borromini (vergl. Nr. 43 des B. B.) die als Kriegsgefangenen eingebrachten französischen Geistlichen nach Offiziersrang behandeln läßt, um ihren priesterlichen Stand zu ehren, ist aufs neue in bedeutungsvollster Weise der Gegensatz zwischen Deutschlands und Frankreichs Stellung zur Religion und Kirche in die Erscheinung getreten. In der ganzen katholischen Welt muß dieser Gegensatz der beiden Regierungen die größte Beachtung finden; so hat denn auch der hl. Vater bereits seiner Freude und Anerkennung über diese kaiserliche Willensänderung in einem Schreiben an den Herrn Cardinal Darmanin von Köln zum Ausdruck gebracht.

In Frankreich wird auf den priesterlichen Stand keine Rücksicht genommen; die Geistlichen müssen wie alle anderen im Heere dienen, sie sind dort allen Anfeindungen ausgesetzt, wehrlos müssen sie oft über sich den Spott ihrer Kameraden ergehen lassen; sie sind, wie unzählige Fälle dies bezeugen, gar oft die Zielscheibe niedrigster Ausbrüche des Religionshasses. Die Priester, die in der Armee dienen, wissen geradezu Unfangbares zu berichten über die unwürdige Behandlung, die ihnen dort zuteil wird.

Deutschland hingegen, das seine eigenen Priester auch für den Militärdienst ehrenvoll behandelt, das

sie nur in der Eigenschaft als Seelsorger und Krankenpfleger, wie es ihrem Stande entspricht, in die Armee einstellt und damit den eigenen Wunsch der Geistlichen erfüllt, weiß auch im gefangenen Gegner den Priester zu ehren. Diese Tatsache muß mit größtem Nachdruck allen Eugern und Verleumdern entgegengehalten werden; jetzt und später muß betont werden, wie Deutschlands Kaiser es verstand, die Würde der katholischen Priester Frankreichs zu ehren, während ihr eigenes Land sie mit Füßen trat, das gleich Frankreich, das nur dann noch von Religion redet, wenn es sich darum handelt, Vorteile und Privilegien zu schützen, wie dies im Orient noch geschieht.

Die ganze katholische Welt muß es wissen, das das so viel verleumdete Deutschland Achtung hat vor religiösen Einrichtungen, Ueberzeugungen und Personen, daß Deutschland gewillt ist, auch beim Gegner die religiöse Anschauung und Stellung hochzuhalten.

Von Rom, dem Mittelpunkt der katholischen Welt, bis in die entferntesten Missionsgebiete Ozeaniens und Amerikas werden die Katholiken und besonders alle katholischen Priester den hochherzigen Befehl des Deutschen Kaisers als einen der erhabensten Beweise von Menschlichkeit und religiösem Sinn in diesem furchtbaren Vorkriegespreisen und dem Kaiser Dank wissen für dies Vorbild, das er der Welt gegeben hat.

Auch sonst ist der Gegensatz zwischen dem offiziell kirchenfeindlichen Frankreich und Deutschlands religiöser Haltung auffallend. In Frankreich geht sogar während des Krieges der geklämte Kulturkampf weiter, ja selbst in Gegenden, die inzwischen von unseren Truppen besetzt worden sind, hat man unlängst katholische Schulen geschlossen und Kirchen gesperrt. Selbst den frommen Medaillen in den Spitälern hat Frankreich den Krieg erklärt. Der französische Kriegsminister hat an die Lazarett Direktoren ein Rundschreiben gerichtet, in dem es heißt: „er habe in Erfahrung gebracht, daß in manchen Erklärten Damen des Roten Kreuzes religiöse Medaillen und andere fromme Gegenstände an die Kranken und Verwundeten, die dort zur Behandlung sind, ausgeteilt hätten. Demgegenüber sei dem Hospitalpersonal in Erinnerung zu bringen, daß es auf religiösem Gebiete vollständig neutral bleiben müsse, umso mehr, da die heutigen Ereignisse die Anwesenheit von Truppen der verschiedensten Religionen (Weiden und Mohammedaner!) mit sich bringen, dem Hospitalpersonal sei also das Austeilen von religiösen Gegenständen an Kranke und Verwundete zu verbieten.“ Dieser Feldzug gegen die frommen Medaillen beweist, wie armüthig und müßig die französische Kulturkampferi ist. Während unsere katholischen Krieger in den Schützengräben den Rosenkranz beten, an Sonntagen der hl. Messe betwohnen, und die katholischen Offiziere ihnen darin mit gutem Beispiele vorangehen, haust in Frankreich der Geist der kaiserlichen Kulturkampferi immer weiter, jener Geist, in dessen Namen der gegenwärtige Ministerpräsident Viviani einst sagen konnte, daß die Lichter am Himmel des Glaubens ausgelöscht seien.

Wir wissen darum unseren Kaiser Dank, daß er seit Beginn des Krieges den religiösen Sinn, der sehr bald befehl, in so wirksamster Weise zum Ausdruck bringt. Die ganze katholische Welt muß ihm dafür Dank wissen, daß er der gottlosen französischen Republik durch seinen Erlaß für die Behandlung der französischen Geistlichen eine so beschämende Lehre gab. Das ist uns höher anzuschlagen, als es in den neutralen, besonders in den romanischen Ländern, z. B. in Italien und Spanien, gerade die Kirchenfeinde sind, die gegen die beiden verbündeten Kaiserreiche den Feldzug der verzehrenden Lüge führen und ein Zusammengehen mit Frankreich fordern, während die Katholiken dieser Länder ihre Sympathien Deutschland so eifrig bezeugen. Durch die neueste Kundgebung des Kaisers werden diese Katholiken in der für Deutschland so freundlichen Auffassung in vorteilhafter Weise gerechtfertigt und bestärkt. Der Geist des Rechtes und der Religion ruht auf dem deutschen Heere. Möge dieser Geist es zum vollen Erfolge führen!

Alban Stolz über die Engländer.

Im Frühjahr 1855 brach Alban Stolz auf einer Reise zum Heiligen Lande auch Griechenland, dessen Häfen aus Eifersucht über den wachsenden Einfluss Rußlands von den Engländern blockiert

waren. Das Urtheil, das unser Volkschriftsteller in seiner berben Art vor jedhig Jahren über die Engländer fällt, dürfte heute wieder befondres Interesse verdienen. Er schreibt in seinem „Besuch bei Sem, Cham und Japhet“:

„Wir legten an im Hafen von Fante . . . Aber auch hier, wie in Korfu, sitzt der Engländer im Kastei und streckt seine Kanonen wie bededende Zähne gegen Stadt und Insel, und heißt das mit mephistophelischem Humor oder pharisäischer Gleisnerei „Protektion“ (Schutz), während er der Freiheit auf den Ionischen Inseln den Strid am den Hals angezogen hält. Ob den Griechen dort Recht geschieht, daß sie in solcher Weise, wie der Fisch vom brünftigen Frosch, vom Engländer umarmt werden, das weiß ich nicht zu beurteilen. Sinegenen glaube ich sicher, daß wie in einzelnen Familien die Vergeltung solche Glieder auffallend pacht, welche die anderen geplagt haben, daß welches auch in dem großen Haus Europa und seiner Völkerverfamit gechehen wird. Mehr und schwerere Verschuldungen wird aber niemand unter lebenden Regierungen sich angesammelt haben als die englische. London wird nicht viel größer sein, als einst Babylon war — in London fiel mir einmal der Gedank ein, daß eine Zeit kommen werde, wo es ein ungeheueres Schlachtfeld ist; es zum Schlachtfeld zu machen, geht ja mit dem vielen Pulver und dem schlechten Klima da viel leichter als bei Babylon; vielleicht geht dann auch wieder der Rebel hinweg, damit die Sonne in die Trümmer scheinen kann. Es stiegen in Fante einige großbritannische Agenten aufs Schiff, dem Anscheine nach Geschäftsmänner reinsten Wassers, das Herz zu Papier, Pappouedel und Metall ver wandelt, das Menschengefühl wie wild Fleisch mit dem Höllestein des Mammons hinweggetupft; lost glatt und sauberlich alles, wie ihre rasierten Gesichter zwischen untadelhaften Vatermördern“ (große Halsstragen).

Kriegsandacht.

In der großen Hauptstraße der Stadt brennen schon die elektrischen Birnen und beleuchten die tausenderlei Dinge, die das Herz sich wünscht und der Sinn begehrt. Doch seltsam rasch und gleichgültig überflogen die Vorübergehenden seit Tagen die Kleider neuester Mode und die Süßigkeiten in den Schaufenstern; ihre Aufmerksamkeit gilt allseits Sonderausgaben der Tagesblätter und den Bildern von Schlachten vergangener Zeit und heutiger Tage. Da tönen die Glocken vom althehrwürdigen Gotteshaus und rasch lösen sich aus dem Großstadtgetriebe viele und nehmen ernst und gewissenhaft den Weg nach dem Gotteshaus. Wo denken sonst um diese Zeit die Menschen daran, eine Andacht zu verrichten? — Ist nicht die Rosenkranzstunde in den Städten so ganz aus der Gewohnheit gekommen? Ja, auf dem Lande, da halten sie noch mit Eifer und Freude daran fest, da finden sie noch Zeit dazu.

Doch, es ist ja Krieg! —

Wie schön leuchtet da vorn der Altar im schlichten Messingglanze! — Männer und Frauen treten durch die Türen herein. Gar vielen merkt man es an, daß sie täglich kommen: sie begeben sich an ihren gewöhnlichen Platz, sie sind die missbauenden Streiter im Gebete.

„Neh glaube an Gott Vater!“ Schlicht und herzlich klingen die Worte des Rosenkranzes, nachdem das Lied „Christen, laßt uns niederbeugen!“ verklungen ist. Aber die Bedeutung des Rosenkranzgebetes noch nicht ganz hat zugeben wollen, in den Tagen des Krieges muß jedem die Schönheit und der Wert voll zum Bewußtsein kommen. Koralle um Koralle gleitet durch die Finger des braven Wätereins, das herzlich betet für seinen Sohn, der treuen Gattin und der unschuldigen Kinder, die die Heimkehr des Vaters und Vaters erleben.

Liegt nicht im Wiederholen der Bitten und der Geheimnisse ganz das Wesen unseres deutschen Gemütes? Wir glauben und hoffen uns bitten im Namen unseres allmächtigen Gottes, seines Sohnes und beten zur Jungfrau Maria und wissen, daß wir so nicht zu Schanden werden können. Und dann die Litaneien, besonders die althehrwürdige Litanei von allen Heiligen, dieses schönste aller Gebete für die Zeiten des Krieges, worin die Kirche uns alles sagen läßt, was das Herz bewegt. Ja, wer fände wohl in den Litaneien nicht viele Wünsche und Bitten, die dem Einzelnen nicht einfallen, die aber, von Kennern des Menschenherzens gesammelt, wahre Tropfen des Balsams und der Labfal sind.

Und endlich die sich täglich wiederholende Bitte um Gottes „allmächtigen Beistand für unser deutsches Vaterland in den gegenwärtigen schweren Kampfen“ u. um einen baldigen ehrenvollen Frieden, wie steigt sie so ernst und innig empor zum Herrn der Heerscharen!

Heilige Stille in den weiten Hallen, wenn das „Tantum ergo“ verklungen. Leiser und leiser tönt die Orgel, bis die Glöcklein am Altar wie Engelsstimmen erschallen. — Man hört nicht, daß jetzt hundert von Händen auf die Brust schlagen, aber jeder fühlt die mächtige Bewegung der Andacht im heiligen Raume. Wie ein aufmunternder Uebergang zum weckhägigen Menschenleben mutet das jetzt einsetzende „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft“ an. So einfache und schlichte Worte! Wie eine Erzählung aus Vaters Mund, dem die Kinder voll Glauben lauschen. — Die Glode auf dem Turm trägt die schon millionenmal verkündete Tatsache auch heute wieder frohlockend hinaus in die herbliche Welt. — Wie mag die Stimmung im Krieg nach der Schlacht sein, wenn, sei es auch vom Glöcklein eines Turmes in Feindesland, das Ave hinausfliegt über die Aeder und Felder. — Auch da klingt Ewigkeit, Hoffnung und Glaub' und Liebe mit. — Und erst am Schluß! Da geht es wie ein himmelstürmendes Brausen durch den mächtigen Raum „O Glaubensvater, seh die Not, in der wir uns befinden, Still Gottes Korn, wenn er uns droht zu strafen unsere Sünden, Bitte ihn, daß seine starke Hand, uns schütze samt dem Vaterland“. Wir haben sie oft schon gehört diese flehentliche Bitte, wenn die frommen Pilger zum Grabe unseres großen Apostels wallten und zur Gruft hinabstiegen, wir haben selbst so oft schon eingestimmt in diese einen jeden Fuldaer doppelt tranten Heilmaklange, aber mit größerer Andacht und Ergriffenheit als jetzt in dieser schweren Zeit werden sie wohl kaum zum Himmel emporgestiegen sein. Wir singen so zum hl. Bonifatius schon seit Jahrhunderten und doch meint man diese Strophe sei gerade für die jetzige Zeit der Not geschrieben. Jedenfalls kann kürzer und treffender nicht ausgedrückt werden, was eines jeden Christen Herz in unserem Vaterland in dieser Zeit der Not und Heimsuchung bewegt.

Sang und Mana, sie sind sonst nicht angebracht in diesen Tagen. Wie mancher Sangeslustige entbehrt den Trost der lieben Frau Musik. Ei, du Schwachmutter, allabendlich tönt durch die ehrwürdigen Hallen der Kirche Gesang und Musik! — Komm, bete und singe mit! Du kannst aus keinem Kreise froher heimkehren und hast gebetet und gesungen zum Lobe Gottes und für die braven Lieben im blutigen Felde! —

Edle Pflichttreue.

Es war um Mitternacht. Schwiegend saß der Vater an dem Krankenbette der einzigen Tochter und wartete auf den Augenblick, da sie von ihm genommen werden sollte. Er wußte als erfahrener Arzt, daß es sich nur noch um einige Stunden handeln konnte. So hielt er die matte Hand der Kranken in der seinen und läßt von Zeit zu Zeit die heiße Stirn. Da wird plötzlich die Hausthür aufgezogen; der schnelle Ton dringt bis in das Krankenzimmer. Erschrockt geht der Arzt der Haushälterin entgegen. „Was gibt es, Berta?“ fragte er leise.

„Es war ein Arbeiter da und bat, Sie möchten zu seiner Frau kommen, die auf dem Krankentager liegt. Ich habe ihn aber zu einem andern Arzte geschickt, da Sie vom Stetbelager Ihres einzigen Kindes nicht fortgehen können.“

Die armen Leute kamen gerne zu ihm, weil sie hier gewiß waren, einen freundlichen Blick und ein teilnehmendes Herz zu finden. Er nickte der Haushälterin bestimmend und dankbar zu und kehrte zu seinem Kinde zurück. Die Stirn in die Hand gedrückt, gedachte er vergangener Zeiten. Die Zeit trat vor sein Auge, da er Elisabeth, seine Frau, deren Ebenbild, jetzt mit dem Tode ringend, vor ihm lag, zuerst getroffen hatte; die kurzen Jahre des reinsten Glückes an ihrer Seite, in denen sie ihm alles war, dann die Tage des tiefsten Schmerzes, als sich das Grab über der treuen Gesohlin schloß und ihm als ein heiliges Vermächtnis das

Kind blieb; jetzt folgte es der Mutter nach. Der einame müde Mann konnte seine Tränen nicht mehr zurückhalten. So verrinnt Minute um Minute; man hört nur das leise Tiden der Wanduhr. Die Kranke liegt bewegungslos im Bette; da wird noch einmal an der Hausglode gerissen, so stürmisch, daß die Kranke erwacht.

„Vater, geh', ein Kranker braucht dich!“ sagte sie kaum hörbar mit liebevollem Blick.

Berta tritt ein: „Es ist der Mann von vornhin; er kann keinen andern Arzt bekommen. Die Frau ist Mutter von fünf Kindern und muß sterben, wenn nicht sofort Hilfe kommt.“

„Bitte, Vater, geh'!“

Der Arzt läßt schweigend das Kind, drückt ihm noch einmal die Hand und verläßt das Zimmer.

Als er nach einigen Stunden zurückkam, war eine Tochter gestorben. Die Hausgenossen standen um das Lager und weinten. Da brach der alte Mann in seinem Schmerze zusammen, und in einigen Wochen trugen sie ihn hinaus. Die Trauer ist groß und des edlen Sinnes des Verstorbenen wird in Ehren gedacht; Verwandte und Bekannte eben noch drei Schaufeln Erde in das Grab, dann verläßt sich die Menge. Der Leinwandgräber bleibt allem zurück, um das Grab zu räumen. Da kommt noch eine arme Frau mit blassem Gesichte, das von der erst kürzlich überwindenen Krankheit Zeugnis gibt, aus dem Arm den Säugling und fünf Kinder an der Hand. Die Kleinen bringen jedes ein Sträußchen von einfachen Feldblumen und legen sie auf das Grab, die Mutter aber jallt die Hände und blickt beend aufwärts.

„Sie haben den Herrn Doktor wohl auch gekannt?“ fragt der Totenräuber.

Da leuchtet es wie Sonnenchein über die Büge der Frau. „Er hat diesen Kindern die Mutter geteilt.“

Die Unterstützung des Bonifatiusvereins

bleibt auch für die Zeit des Krieges die heilige Pflicht eines jeden deutschen Katholiken. Ja, wenn wir in den Tagen des Friedens freudig und gern unsere Vereinspflichten erfüllen, gebetet und unser Scherlein für die nothleidenden Glaubensgenossen in der Diaspora gespendet haben, so wollen wir sie jetzt doppelt getreu erfüllen. Durch unser gemeinsames Gebet wollen wir uns Mut und Trost vom Himmel erbitten in diesen trüben Tagen und weiterhelfen, soweit es in unseren Kräften steht, daß das große Gotteswerk, das in der Diaspora so hoffnungsfreudig seit 60 Jahren grundgelegt, gehegt und gepflegt wurde, nicht in Trümmer zerfällt.

Unserem Scherlein für den Bonifatius-Verein kommt in dieser Kriegszeit eine doppelte Bedeutung zu. Wenn auch ganz abgesehen wird von Neugründungen, so manche Seelsorgestation, Schule, Kommunitantenanstalt ist eben erst grundgelegt worden und steht mitten in der Entwicklung.

Und das Herz von zahlreichen, seeleneifrigen und opferfreudigen Diasporaseelsorgern ist von banger Sorge erfüllt, wenn sie daran denken, es könnte der Fall eintreten, daß der Bonifatius-Verein sie nicht mehr unterstützte.

Der Zusammenbruch von zahlreichen Rettungsstationen in der Diaspora wäre die Folge, und der Schaden für unsere katholische Sache ein unberechenbarer. Darum bloß, wie gesagt, auch in dieser Kriegszeit neben der Erfüllung unserer patriotischen Liebespflichten die Unterstützung des Bonifatius-Vereins unsere heiligste Aufgabe, und vor allem die eifrigen Sammler und Sammlerinnen mögen nicht erlahmen in ihrer opfervollen Tätigkeit.

Dankbares Gebet von seiten der unterstützten Diasporagemeinden, Gebet der unschuldigen Waisenkinder, deren Zahl der Krieg sehr vermehrt wird und deren Unterbringung in die Kommunitantenanstalten nötig ist, wird jede Gabe reichlich lohnen.

Wir bitten die Mitglieder des Bonifatius-Vereins, wenn möglich, außerordentliche Beiträge für die Zwecke des Vereins und besonders für nothleidende Diasporakinder während der Kriegszeit alsbald an das Diözesankomitee zu senden, wo die Verteilung sofort an die bedrängtesten Stellen geschehen wird. Auch die Fuldaer Actiendruckerei nimmt Gaben zur Weiterbeförderung entgegen.

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Die Mutter unserer Soldaten.

Unter allen Entbehrungen, welche unsere Soldaten im Felde auf sich nehmen, ist wohl die schmerzlichste, die, daß sie von ihren Familien, namentlich von ihren Frauen und Müttern, nichts mehr sehen und auf lange Zeit von ihnen getrennt sind. Was Frauenhände und Herzen geben, entbehren die Männer am schwersten. Lieber als alle Spenden von warmen Kleidern, von Geld und Lebensmitteln wäre den Kriegern, wenn sie wieder einmal ihrer Mutter ins treue Auge schauen, wenn sie mit ihrer Gattin wieder einmal ein Viertelstündchen traulich plaudern könnten. — Und die Frauen daheim würden von Herzen gern alle Strapazen einer langen, schwierigen Reise, alle harten Opfer auf sich nehmen, sie würden auch die Gefahren des Schlachtfeldes gern teilen, wenn sie nur auf ein paar Minuten zu ihren Männern, zu ihren Söhnen kommen, ihnen ein liebes, gutes Wort sagen, ihnen in eigener Person einen Trost bringen könnten. — Welt es ist so? — Aber Frauen dürfen nicht in den Kriegen, Mütter und Gattinnen dürfen den Männern in den schwersten, furchtbarsten Lebenslagen nicht beistehen. — Und doch ist eine hohe, zarte Frau immer bei unseren Kriegen; als wahre Soldatenmutter weist sie bei ihnen in den Schützengräben, auf der Bahnhöhle in den Quartieren, auf den Festungswällen, im Spital, niemals verläßt sie die treuen Kämpfer. — Ja, ihr habts schon errathen, diese Soldatenmutter ist Maria, unsere liebe Frau. Sie war von jeher gern bei den Armen und Allerärmsten; dormalen gabs aber keine ärmeren Häupter als die Soldaten im Kriege — und auf diese schaut Maria mit besonderer Mutterliebe. Mögen die Soldaten von allen Angehörigen und Bekannten verlassen sein, von einer sind sie niemals verlassen, von ihrer ächtigen, liebevollsten Mutter. Es ist gerade rührend, wenn man hört, wie innig unsere Soldaten zu Maria beten: wir werden aber auch einmal mit Staunen erforschen, wie Maria unseren Kriegern hundertmal auffallend beigestanden ist und sich ihnen im Felde als die sorgsamste Mutter erwiesen hat.

Und nun, ihr Frauen und Mütter daheim, paßt auf, was ich Euch sage. Schaut ihr selber könnt nicht zu Euren Angehörigen ins Feld reisen, aber ihr könnt jemand zu ihnen schicken, der ihnen tausendmal besser helfen, der ihnen tausendmal mehr Liebe und Trost bringen kann als ihr — nämlich Maria, die gütigste Soldatenmutter. Betet nur recht inbrünftig und herzlich zu Maria und empfehlet ihr recht kräftig Eure Angehörigen im Felde. Seid überzeugt, es geht kein einziges „Ave Maria“ verloren: die liebes Himmelsmutter wird ihren Mantel ausbreiten und tausend Quälten von Euren Lieben abhalten, sie wird Balsam in ihre Wunden gießen, sie wird unsichtbarer Weise an ihrem Krankenlager sitzen und Schweiss und Angst und Heimweh ihnen lindern, sie wird alle allfürlich heimführen — die meisten in das irdische Vaterhaus, einzelne aber ins überirdische, das viel schöner und wärmer und wonniacher ist als das irdische. — Seid nicht verzagt, Maria richtet es gewiß so, wie es für Euch und Eure Soldaten am besten ist. Allemal, so oft Ihr Maria recht innig anruft, schickt Ihr gleichsam diese Mutter zu Euren Soldaten. — Denkt ja nicht: „Gebetet hab' ich o-mua, es hilft doch nichts.“ — Wir kurz-sichtigen Menschen können nie wissen, wann's genug gebetet ist, das weiß nur Gott. Darum hört nicht auf zu beten und sangt immer wieder von neuem an. Schicket alle Tage und öfter durch Maria einen Gruß an Eure Angehörigen im Felde, obht Maria all Eure Liebe, Eure Sorgfalt, Eure Barmherzigkeit, Eure Wünsche mit. Und glaubt mir, die Himmelsmutter richtet Eure Grüße aus, sie vermittelt Eure Aufträge. Auf irgend eine Weise werden Eure Lieben im Kriege es spüren, was ihr ihnen geschickt habt, sie werden allemal einen besonderen Trost, eine besondere Erleichterung, eine besondere Hilfe durch Maria erfahren. — Euch selbst aber wird es dabei auch leichter ums Herz und ruhiger in der Seele. Probierts nur einmal.

Ein schönes Denkmal frommen Sinnes.

Es tut wohl in der gegenwärtigen Zeit, die so viel Hartes und Schredliches zutage fördert, hier und da

Außerungen starkmütigen Seelenlebens kennen zu lernen — zur Erhebung und zum Trost mancher, die unter dem Kriege zu leiden haben. Aus einem rheinischen Ordenshause erhielt die „Kölnische Volkszeitung“ die Abschrift eines Briefes mit folgender Erläuterung überhandt: „Eine Dame, Witwe, welche ihr einziges Kind, einen Oberleutnant im Alter von 24 Jahren, im gegenwärtigen Kriege verlor, übergab uns den letzten Brief desselben. Gern will sie denselben der „Kölnischen Volkszeitung“ zur Verfügung stellen, falls dieselbe zur Erbauung vieler den Abdruck desselben übernehmen will.“ Der Brief lautet wie folgt:

Mein liebes Mütterchen! Heute sollst Du, meine Liebe, nach langer Zeit wieder etwas von Deinem Einzigem hören. Diese letzten Wochen bergen viel Leid und Wehe. Dieses Briefchen trifft Dich hoffentlich in bester Gesundheit. Jetzt darf ich Dir aber auch nicht verhehlen, daß ich schwer verwundet im Lazareth liege. Der liebe Gott hat mich zu einem seiner Liebsten auserwählt; denn er hat mir große Schmerzen geschickt. Kreuz und Leid zeugen ja von Gottes Liebe.

Mein liebes Mütterchen, es würde mir leid tun, wenn Du meinethwegen auch nur eine Träne fallen siehest. Sei eine starke Mutter! Verleihe Dich mit der lieben Gottesmutter, gehe an die zwölfte Station des Kreuzweges und sprich mit der Mutter Gottes: „Schauet, ob ein Schmerz gleich sei meinem Schmerz!“

Ich sterbe gern; denn ich sterbe ja zur Ehre des Vaterlandes. Aber Deinethwegen fällt mir das Sterben schwer. Doch das gibt mir Trost, daß der liebe Gott, der mich Dir geschenkt hat, Dich auch meinen Verlust ertragen löst. Es ist ja ein furchtbar schweres Opfer für Dich. Aber tröste Dich! Sei stark!

Noch einmal sage ich Dir, Du Gute, innigen Dank für alles, was Du mir getan hast. Der liebe Gott lohne es Dir! Bete viel für mich, damit der liebe Gott mich bald in den Himmel nimmt. Hoffentlich kommst Du mir bald nach, dann sind wir vollkommen vereint. Ich sehne mich nach dem Himmel.

Noch einmal, mein allerbestes Mütterchen, tröste Dich! Umarme Dich im Geiste. Empfange zum letzten Male einen herzlichsten Kuß und einige letzte Grüße von Deinem Dich auch im Tode treu liebenden Sohne D.

P. S. Ich konnte den Brief nicht selbst mehr schreiben, darum habe ich ihn Schwester M. diktirt. Sie wird auch sorgen, daß er nach meinem Tode in Deine Hände gelangt. Nun ade! Auf Wiedersehen im Himmel!

Der weise Spaz.

Es war ein Bauer, bei dem gina's den Krebsgang von Jahr zu Jahr mehr. Sein Vieh fiel Stück für Stück, seine Acker trauen nicht die Hälfte von dem ein, was sie tragen mühten und die Enkhaeren singen bereits an durch das Wams zu sehen, während der Gerichtsvollzieher last wöchentlich zum Fenster hinauf und höflich grüßend zu ihm sprach: „Es tut mir leid, Herr Rückwärts, Euch kommodieren zu müssen, aber ich muß meine Schuldigkeit tun.“ Ihre Schuldigkeit mit Bitten und Ratzen und Helfen hatten auch bereits die Hausgenossen getan, aber einer nach dem andern war mit der Erklärung dabei geblieben. „Dem Rückwärts ist nicht mehr zu helfen.“ Da war aber einer, der hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Wie der mit dem Rückwärts einmal hinter dem Glase sah, dachte er wie Zufall die Rede auf die Spazzen und erzählte von ihnen dies oder das, wie gar erstaunlich sie überhand nahmen, wie sie schlau und gestrebt wären, und der Rückwärts nickte dazu und merkte, eine Weizenäcker trügen seit lange nicht mehr so gut, zweifelsohne wäre der Spazzenkras daran schuld. Der Hausfreund ließ sich es dahingestellt und fuhr fort: „Aber, Nachbar, doht Ihr denn schon den weißen Spazzen gesehen? Nein,“ gab der Rückwärts zur Antwort, „die hier herumfliegen, sind alle grau.“

„Glaubts wohl,“ sagte darauf der Nachbar, „mit dem weißen Spazzen hat es sein eigen Bewenden. Alle Jahre kommt nur einer zur Welt, und weil er gar so absonderlich ist, so beissen ihn die andern und er muß sein Futter suchen am frühen Morgen und dann wieder zu Neste geben.“

„Das wäre etwas!“ sagte der Rückwärts, „den muß ich sehen, und gelingt's, so sang ich ihn auch.“

Am nächsten Morgen in aller Frühe war der Bauer auf den Beinen und ging um seinen Hof herum, auch ein Stücklein ins Feld hinein, ob der weiße Spaz nicht bald vom Neste käme. Der wollte jedoch nicht kommen und das verdross den Bauer, aber noch mehr, daß auch sein Gefinde nicht aus dem Nest wollte und die Sonne stand doch schon hoch. Dazu schrie das Vieh in den Ställen vor Hunger und es war niemand da, der ihm Futter gab.

Indem sah er einen Knecht aus dem Hofe kommen, der trug einen Sack auf der Schulter und wollte schnell zum Postor hinaus; dem eilte er nach und nahm ihm die Last ab; denn in die Mühle sollte sie nicht, sondern ins Wirtshaus, wo der Knecht stark in der Kreide stand.

Nach dem weißen Spazzen suchend, schaute der Bauer in den Kuhstall hinein, wo eben die Milchmagd einer Nachbarin durch's Fenster die Milch zum Morgen affee reichte, und die Milch war nicht mit des Herrn Maß gemessen. „Eine saubere Wirtschaft das!“ dachte der Bauer und wackte scheltend sein Weib und erklärte, das lange Schlafen müsse ein Ende haben, oder er wolle nicht Rückwärts heißen. Und bei sich selber dachte er: Siehe ich früh auf wie heute, so müssen auch die Diensthöten heraus und dabei sehe ich am Ende doch den weißen Spazzen, und will's das Stück, so fange ich ihn auch.“

Wie aber der Bauer das etliche Wochen so gerieben hatte, da sah er nicht mehr nach dem weißen Spazzen, sondern dachte allein an seinen Vorrath und aus dem Rückwärts ward bald ein Vorwärts. Und als der Nachbar wieder kam und ihn fragte: „Wie neht's, Gevatter, habt Ihr den weißen Spazzen gesehen?“, da lächelte der Bauer und drückte dem Freunde die Hand und sagte: „Gott lohn's Euch!“

Nach D. Glaubrecht.

Probate Mittel gegen allerlei Anfälle.

1) Gegen Anwandlung von Unzufriedenheit:

Mache dich auf den Weg zu den Wohnungen der Armen, betrachte ihre enge Stube, ihr mangellastigen Betten, Kleider und Schuhe. Siehe, was sie zum Frühstück, Mittag- und Abendbrot auf den Tisch stellen. Frage nach ihrem Verdienst und rechne, wie du damit au kommen würdest. Und du wirst sehen, wenn du darauf wieder deine eigene Behausung betriffst, so ist deine Unzufriedenheit gewichen.

2) Gegen Ehrgeiz und Größenwahn:

Gehe auf den Friedhof und lies die Grabinschriften; sie zeigen das Ende alles menschlichen Strebens. Ein Grab wird einil auch deine Kammer sein, etwas Erde dem Kopf kissen, Verwehung dein Los und Wämer deine Gesellschaft.

3) Gegen Anfälle von Verzweiflung:

Betrachte das Gut, das dir Gott für diese Welt gegeben, und bedenke, was er dir noch verheissen hat für die zukünftige. Vergrabe dich nicht in deine trüben Gedanken; wer in seinen Garten geht, um Spinnweben zu suchen, der findet sie und noch Spinnen dazu. Wer aber hinaeht, um Blumen zu suchen, wird mit duftenden Rosen zurückkehren.

4) Gegen Furcht und Verlegenheit:

Ob es sich um Zeitliches oder Ewiges handelt, ob Kopf oder Herz darunter leiden: „Wirt deine Sorge auf den Herrn“; er wird dir helfen und alles recht machen.

5) Gegen Anfälle von Schwermut:

Gehe hin, suche die Elenden, suche Kranke, Lahme und Blinde auf, besuche Witwen und Waisen, teile ihnen von dem Deinigen mit, was du vermogst, erzähle ihnen Tröstliches und Erbauendes aus der hl Schrift, der Heiligenlegende und aus dem Leben. Der Himmel hilft ihnen und dir.

Mein Stolz.

Kriegsjammer, Tränen, Qual und Not, Verderben, End, Blut und Tod, Des Krieges fürchterliches Joch, Mich fast ein Grauen! Und doch und doch:

Es ist ein Stolz in meiner Brust, Ein Stolz, der aufsaucht, siegbewußt, Trost Sorgen, Kummer, Schmerz und Leid „Ich hab' gelebt in großer Zeit.“



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Gerausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actienbruckerel in Fulda.

Nr. 46. Sonntag den 15. November 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einspaltige Colonelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinfällig. Erfüllungsort f. das Einklagen von Forderungen ist Fulda. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender. — Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. — Zwei Häuser. — Aus dem Kalender der Woche. — Der Krieg und die Geislichen. — Das Requiem. — Rosenkranzfest im Feindeiland. — Soldatenschicksaal. — Die Unbeteiligten. — Trauer und Trost. — Dankfest. — Modernität.

Wochentalender.

- Sonntag, 15. Nov., 24. n. Pfingsten.** Oktav von Kirchweih. Gertrud, Jungfrau. Albertus Magnus, Bischof.
- Montag, 16. Nov.,** Leopold, Befenner.
- Dienstag, 17. Nov.,** Gregor, der Wandertäter, Bischof und Befenner.
- Mittwoch, 18. Nov.,** Elisabeth, Witwe.
- Donnerstag, 19. Nov.,** Pontianus, Papst u. Martyrer.
- Freitag, 20. Nov.,** Feliz von Balois, Befenner.
- Samstag, 21. Nov.,** Opfertung Mariä.

Vierundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. Das Gleichnis vom Senfkörnlein.

Evangelium Matth. 13, 31-35.

In jener Zeit legte Jesus dem Volke ein anderes Gleichnis vor und sprach: „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkörnlein, welches ein Mensch nahm und auf seinen Acker säte. Dieses ist zwar das kleinste von allen Samenkörnern; wenn es aber gewachsen ist, so ist es das größte unter allen Kräutern, und es wird zu einem Baume, so daß die Vögel des Himmels kommen und in seinen Zweigen wohnen.“ Ein anderes Gleichnis sprach er zu ihnen: „Das Himmelreich ist gleich einem Sauerteig, den ein Weib nahm und unter drei Maß Mehl mengte, bis alles durchäuert war.“ Alles dieses redete Jesus durch Gleichnisse zum dem Volke, und ohne Gleichnisse redete er nicht zu ihnen, damit erfüllt würde, was durch den Propheten gesagt worden, der da spricht: „Ich will meinen Mund auf tun in Gleichnissen und will ausgesprechen, was vom Anbeginn der Welt verborgen war.“

Zwei Häuser.

In einem Hause in der Lindenstraße zu Fulda kann man folgende sinnreiche Inchrift lesen:

Wir bauen hier so feste,
Und sind doch fremde Gäste.
Doch, wo wir sollen ewig sein,
Da bauen wir so wenig ein.

Gerade in diesen Herbsttagen fällt mir dieses Wort mit aller Wucht auf die Seele. Ich sehe hinauf zu den Bäumen, kahl und schmucklos stehen ihre Zweige. Ich gehe durch den Wald, unter meinen Füßen raschelt das dürre Laub. Ich betrachte die Acker und Felder, sie sind abgeräumt und leer. In den Niederungen stutet der silberne Nebel und über den grauen Gefilden trachtet der schwarze Rabe. Abends huscht am Waldestande der Uhu und schreit mit seinem schrillen Ruf den nächtlichen Wanderer. Die ganze Natur ist wie eine tausendstimmige Musik über den Text des hl. Geistes: „Eitelkeit der Eitelkeiten, und alles ist Eitelkeit!“ (Pred. 1, 2.)

Menschenkind! Meinst du vielleicht festzustehen in diesem reißenden Strome der Vergänglichkeit? Ob du willst oder nicht, es packt dich die Zeit mit ihrem mächtigen Strudel und reißt dich gewaltsam vorwärts. Wir haben hier keine bleibende Stätte, sind nur Gäste, Wanderer und Mieter. Wie die Raupe bei dem Einbruch der Kälte einen stillen verborgenen Ort sucht, um sich einzuspinnen, so suchen wir alle ein Haus, um darin zu rasten und zu wohnen.

Welches ist das erste Haus, das uns aufnimmt am Ende des Lebens? Ach, es ist ein kleines, niedriges, einstöckiges, armeliges, unmöbliertes, dumpfes und schmuckloses; in einem halben Tag baut es der Schreiner aus sechs einfachen Brettern. Vier Männer tragen es mit samt dem Inzassen mit Leichtigkeit durch die Straßen: es ist der Sarg. Das Holz, aus dem seine Bretter gesägt werden, ist schon gewachsen; der Platz, wo er an Stricken herabgelassen wird, ist schon bestimmt. Schau dich um im Kreise deiner Bekannten: Wo ist dein Großvater, dein Lehrer, dein Freund? Manch' einer von ihnen ist gestorben. Wo sind die schmucken Soldaten, die gestern mit trohen Liedern durch die Straßen marschierten? Ihrer Tausende decken als Leichen den Boden im Feindelande.

Gestern noch auf stolzen Rossen,
Heute durch die Stunt gehossen,
Morgen in das kühle Grab.

Ja, es ist dem Menschen gesetzt, einmal zu sterben; ein ewiges unabänderliches Gesetz ohne Ausnahme, ohne Vorrecht. Oder glaubst du, es würde dir allein eine Freikarte ausgestellt? Nein, nein, auch du mußt daran glauben; auch du wirst eingekerkert in das finstere Haus, auch du wirst hinabgesenkt in die kühle Gruft. „Der Mensch ist lauter Eitelkeit, wie ein Schattenbild wandelt er vorüber.“ (Pl. 38.)

Lieber sterblicher Mitbruder, denke an dein Häuschen im Sarge und im Grabe. Der großmächtige Kaiser Karl V. ließ schon zu Lebzeiten seinen Sarg machen und ließ ihn sogar auf seinen Reisen mitführen, damit er über all' dem Glanz seines Thrones, über all' der Pracht seines Palastes, über all' der Größe seines Reiches nicht vergäße das Haus des Todes, die Armut des Sarges, die Nacht des Grabes. Führe dein Totenhäuschen wenigstens im Geiste mit dir herum. Niemals wirst du dann der Sünde fröhnen, niemals in Genüssen schwelgen, niemals Unbequemlichkeiten ausweichen, niemals die Reichen beneiden, die nicht anders im Grabe liegen wie jeder Bettelmann.

Noch ein zweites Haus weiß ich dir, das bestimmt ist als Wohnung für die Seele, jenes Haus, von dem der Prediger des alten Bundes sagt: Der Mensch geht ein in das Haus seiner Ewigkeit. Oder meinst du, daß mit dem Tode alles aus sei? Wenn auch die ganze Welt es dir würde vorpredigen — dein Gewissen deine innerste Ueberzeugung, dein besseres Selbst würde mit Donnerstimme rufen: es gibt ein Jenleits, es gibt eine Ewigkeit. Millionen vor dir haben daran festgehalten, haben darnach gehandelt, haben es bereits erfahren. Wie sprach jener tapferer Makkabäer zu dem gottlosen Antiochus? Du Ruchloser, rief er ihm zu, nimmst uns zwar das gegenwärtige Leben; aber der König der Ewigkeit wird uns, die wir für sein Gesetz sterben, zum ewigen Leben wieder erwecken. —

Zu einem ungläubigen Herrn wurde einmal ein Ordensmann gerufen, um ihn auf den Tod vorzubereiten. Nachdem dieser zuerst von der Krankheit gesprochen, lenkte er über auf die Seele und die Ewigkeit. „Herr Pater“, erwiderte der Kranke, „schweigen Sie mir von diesen Dingen. Beweisen Sie mir, daß es eine Ewigkeit gibt.“ Statt aller Antwort zog der Pater seine Taschenuhr hervor und sprach: lieber Herr! Sehen Sie hier diese Uhr? Bevor der Zeiger um 6 Stunden vorgerückt ist, werden Sie erfahren, ob es eine Ewigkeit gibt. Sprachs, erarrt seinen Hut und schied sich zum Gehen an. Da war der Sterbende turriert von seinem Zweifel. „Herr Pater“, rief er dem Gehenden nach, „bitte bleiben Sie, ich glaube an die Ewigkeit und ich will beichten.“ Ja, mein Lieber, es gilt um die Ewigkeit, und alle Zweifel prallen ab vor dieser Wahrheit wie stumpfe Pfeile. Es gibt eine Ewigkeit, und sie hat zwei Psorten. Die eine fährt in den Himmel, die andere in die Hölle. Jeder einzelne lebt in die Ewigkeit, die er sich selbst gezimmert hat: der Mensch geht ein in das Haus seiner Ewigkeit!

Nicht jeder ist in der Lage, sich eine schöne Villa zu bauen — wohl aber eine glückliche Ewigkeit. Nicht jeder kann der Krankheit, der Armut entgehen — wohl aber einer unglücklichen Ewigkeit. Siehst du nicht, daß es Wahnsinn wäre, um die Ewigkeit dich nicht zu kümmern oder gar eine unglückliche Ewigkeit zu riskieren? Betrügen, Fluchen, Feindschaften unterhalten, Unkeuschheit treiben, das heiße ich am Rande der Hölle wandeln. Was liegt daran, was du hier für eine Wohnung hast, ob eine unfreundliche Kammer oder einen glänzenden Palast — einerlei — man wird dich eines Tages

als Fische herausragen. Was liegt daran, ob dein Sarg einmal aus Lannenhols, aus Blei, aus Silber oder aus Gold gemacht ist? Es liegt darin ein laulender Reichthum. Aber viel liegt daran, daß du dir im Jenseits ein schönes Haus baust, ein glückseliges, lichtumflößendes, ewiges im Himmel, wo du mit allen Engeln und Auserwählten deinen Gott und Erlöser schaust und schwimmst in einem Meer von Freude und Barmherzigkeit. „Selig sind, die in deinem Hause wohnen, o Herr; in Ewigkeit werden sie dich preisen. Ein Tag in deinen Vorhöfen ist besser als tausend in den Zeiten der Sünden.“ (Ps. 83).

Der Burschfartler.

Aus dem Kalender der Woche.

Doppelt gibt, wer schnell gibt.

Schlecht wäre es auf Erden mit den Armen bestellt, wenn sie nur auf eine Unterstützung angewiesen wären, die der Staat, das Land, der Bezirk und die Gemeinde in ihren regelmäßigen jährlichen Ausgaben für diesen Zweck auswerfen. Das wäre ja fast so etwas, als wenn ein Blumen- oder Gemüsegarten nur auf den Regen angewiesen bliebe, der in manchen Jahre so spärlich fällt, daß nichts gedeihen kann; auch da muß der Fleiß und die Mühe des Gärtners nachhelfen und das dem Grundstück ertiegen, was die Witterung ihm verliert. So muß auch die private Wohlthätigkeit und Freigebigkeit des Einzelnen die spärliche öffentliche Hilfe ergänzen und vermehren, damit die Not und das Elend gelindert werden können.

Und, Gott sei Dank, das Blümlein Freigebigkeit wächst und blüht noch in vieler Herzen und erfüllt die Welt, besonders die christliche Welt mit seinem Wohlgeruch. Nach Millionen zählen gewiss alljährlich die Gaben, die fromme und mitleidige Seelen aus Liebe zu Gott und zu ihren daheimden Mitmenschen opfern, ohne davon Ansehen zu machen oder auf Dank zu warten. Aber Millionen gehen auch alljährlich verloren, die den Armen zugedacht waren, aber infolge einer ungeschickten Handlungsweise ihrer Besitzer nicht an die Dürftigen gelangen.

Auch die Freigebigkeit soll weite geübt werden; man soll sie vor allem nicht aufschieben. „Doppelt gibt, wer schnell gibt,“ ist so ein Sprichwort, das in dieser Hinsicht das Richtige trifft. Der selige Albertus der Große, dessen Fest auf den 15. November fällt, hat in seinen Schriften einen ähnlichen Ausspruch hinterlassen; er sagt: „Ein Ei um Gottes willen gegeben, so lange der Mensch lebt, ist ihm nützlicher, als ein Münster voll Gold, welches er erst nach dem Tode gibt.“

Und darauf vergessen viele; sie lieben sich selbst allzu sehr, als daß sie sich zu Lebzeiten von einem Teile ihrer Güter trennen könnten. Bei ihnen kommt das liebe „Ich“ zuerst und dann immer und immer wieder dasselbe „Ich“ und so fort alle Tage ihres Lebens: erst wenn sie nichts Jüdisches mehr nötig haben, soll ihr Besitz auch anderen zu gute kommen. So machen sie vorderhand nur Pläne, die sie überdies nur in ihrem Kopie behalten und nicht schriftlich niederlegen; und oft werden alle diese Pläne zu Wasser. Wer bürgt ihnen dafür, daß sie bis zur letzten Krankheit dieselbe Gesinnung beibehalten oder im Gebrauche ihrer gesunden Vernunft bleiben? Der genannte Albertus Magnus war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und doch wurde er einige Jahre vor seinem Tode unwissend wie ein Kind; so verließen ihn die Kräfte seines Geistes, das kann aber jedem passieren.

Wohl ist es natürlich, daß jeder zuerst an seine eigene Zukunft, an sein Alter oder an seine Kinder denkt. Aber all' diese Sorgen sollen nicht in übertriebene Angstlichkeit ausarten, zumal die Erfahrung lehrt, daß Almosen geben, ja selbst reichliche Freigebigkeit, nicht arm machen, sondern schon hienieden belohnt werden. Vielen wird ein hohes Alter überhaupt nicht beschieden und oft sterben die Kinder vor den Eltern; und was liegt schließ-

lich daran, wenn die Kinder einst einige Mark weniger bekommen, dafür aber des Gebetes der bescheidenen Armen theilhaftig werden?

Sieh darum, so lange du lebst, da bist du noch Herr deiner Güter! Und schaff' dir damit freudige, glückliche Stunden! Du siehst dann noch die Schöpfungen der Barmherzigkeit, die durch dein Vermögen entstanden, fühlst das Glück der Armen mit, die du der größten Sorge enthoen, freust dich am blühenden Aussehen der Waisen, denen du ein Heim geschaffen und das Elternhaus zum Teile wenigstens ersetzt hast! Und das alles wird dein Leben erheben!

Und was hier von Barmherzigkeit, gegen Arme gesagt ist, gilt von jedem guten Werke, das jemand vorhat. So lange er lebt, soll er's tun! Denn manches Gute, das in der Gegenwart mit geringen Opfern verrichtet werden kann, läßt sich später überhaupt nicht nachholen. So lange es brennt, muß man löschen, das Begierden der ausgebrannten Ache ist zweck- und sinnlos. Unwillkürlich denkt da der Kalenderschreiber an die guten Werke, die das christliche Leben in der menschlichen Gesellschaft heben und die gegen den hereinbrechenden Un glauben Dämme aufrichten helfen. Es sind das die Förderung der katholischen Presse, die Errichtung katholischer Gotteshäuser, besonders in der Diaspora, wofür der Bonifatiusverein sorgen will. Auch den Verein, der nach dem sel. Albertus Magnus benannt ist, sollen die deutschen Katholiken nicht verassen, den Albertus-Magnusverein zur Unterstützung katholischer Studenten, die sich dem höheren Studium widmen, ein Verein, der unserem Vaterland schon viel geübt hat. Diese und ähnliche Vereine sollen auch während der Kriegszeit nicht verassen werden. Gewiß auch für das, was die Not der Zeit fordert, müssen wir Verständnis haben, aber hier gilt das alte Wort: „Man soll das eine tun und das andere nicht lassen.“ Bei gutem Willen kann noch viel getan werden; noch lebt ja das katholische Bewußtsein im Volke, und wenn's hier und da vielleicht im Schlummer liegt, es kann leicht geweckt werden. Läßt man es aber ersterben, dann können wir, mit der Zeit, ähnliche Dinge wie in Frankreich erleben und die größten Opfer werden dann nicht imstande sein, das Veräumte nachzuholen.

Willst du also für diese großen Ziele etwas tun, tu's gleich! „Doppelt gibt, wer schnell gibt!“ Wie du's anzufangen hast, wirst du wohl wissen!

Der Kalenderschreiber.

Der Krieg und die Geistlichen.

Ganz Deutschland ist von heller Kriegsbegeisterung erfüllt. Nicht in stummem und widerwilligem Gehorsam, sondern von der Not des Vaterlandes in tiefstem Herzen erfüllt, haben sie alle opferbereit Haus und Heimat verlassen, die der Befehl des obersten Kriegsherrn zu den Waffen rief. Tausende und aber Tausende, die vom Waffendienst, sei es durch Alter, sei es durch andere Umstände, befreit waren, haben sich freiwillig gemeldet, viele von ihnen haben schon den Tod auf dem Schlachtfelde gefunden. Nur ein Stand scheint vom persönlichen Dienst fürs Vaterland ausgeschlossen zu sein, oder sich selbst auszuschließen, es ist der geistliche Stand. Manche schauen mit scheelen Augen auf solche Geistliche, die in Anbetracht ihres Alters, ihrer Kraftfülle in jedem anderen Stande schon längst zu den Waffen einberufen worden wären; andere glauben den Mahnruf erheben zu sollen, daß die jüngeren Geistlichen sich freiwillig zum Krieg, zum Dienst mit der Waffe melden sollen.

Es ist zu befürchten, daß die scheinbare Nichtbeteiligung des geistlichen Standes nach Beendigung des Krieges zum Vorwurf erhoben werden könnte. Es wird darum gut sein, die zwei Fragen zu beleuchten, ob die Angehörigen des geistlichen Standes außer dem Militärverband stehen und ob die Geistlichen tatsächlich am Kriege keinen Anteil nehmen.

Es ist richtig, kein Geistlicher wird weder im Kriege noch in Friedenszeiten zum Dienst mit der Waffe einberufen, mit anderen Worten: Es wird in Deutschland kein Geistlicher verpflichtet, mit der Waffe

zu kämpfen und Feinde zu töten oder zu verstümmeln, wie das nun einmal die furchtbare, aber notwendige Aufgabe des Soldaten im Kriege ist. Es bedarf keiner langen geschichtlichen und kirchenrechtlichen Untersuchungen, um diese im Deutschen Reiche den Geistlichen gegenüber bestehende Ausnahmebestimmung begründlich zu machen oder zu rechtfertigen. Das Gefühl eines jeden gläubigen Menschen billigt diese Ausnahme ohne weiteres, denn es sucht gerade beim Geistlichen ein mildes Herz und will ihn verschont wissen von den blutigen Sünden des Krieges. Deutschland, das sich rühmt, daß es den Frieden mit der Kirche aus inneren Bedürfnissen, aus Religion erhalten wissen will, erspart es deshalb dem Geistlichen jeder Konfession, seine Hände mit dem Blut des Feindes zu besudeln, während Frankreich, das auch jetzt noch den Befehl erteilt, an Wittgottesdiensten teilzunehmen, das das Bekenntnis an Gott aus seinem ganzen öffentlichen Leben verbannt hat, seine Priester zwingt, am Kampfe direkt Anteil zu nehmen. Es ist die Achtung vor dem priesterlichen Amte, die in Deutschland den Geistlichen von dem Waffendienst befreit. Wir wollen dessen uns freuen, wie jenes Attes des Edelmutes, den unser Kaiser gegenüber den vertriebenen Mönchen aus Belgien erwich, denen er die Aufnahme ins Kloster Maria Laach gewährte, und jener, in den rauhen Kriegszeiten doppelt rühmlichen Rücksichtnahme eines deutschen Oberkommandeurs, der dem Bischof von Paderborn erlaubte, französische Priester, die von ihrer Regierung gezwungen am Kampfe Anteil genommen und gefangen genommen waren, in ein geistliches Haus aufzunehmen, um sie dem Spott und den Lästerungen ihrer Mitgefangenen zu entziehen und ebenso, daß der Kaiser auf Verwenden des Herrn Kardinals von Hartmann von Köln bestimmte, die gefangenen Geistlichen sollten wie Offiziere behandelt werden. Wir wollen uns solcher Rücksichtnahme auf das religiöse Gefühl und auf die uralten kirchlichen Bestimmungen freuen.

Aber nicht richtig ist, daß der Geistliche von jeglichem Militärdienst befreit ist, daß er in gar keinem militärischen Pflichtverhältnis stehe. Auf Grund der bestehenden Bestimmungen, wonach Personen des geistlichen Standes zum Dienst mit der Waffe nicht herangezogen werden können, hat jeder, der sich dem theologischen Studium widmet, wie jeder andere Studierende das Recht, sich bis zum 1. April des siebenten Militärjahres zurückstellen zu lassen. Wenn der Theologie-Studierende bis zu diesem Zeitpunkt die Subdiakonatsweihe empfangen, so wird er, im Falle seiner Militärtauglichkeit, der Ersatzreserve überwiesen und bleibt von militärischen Übungen befreit. Aber der, als militärtauglich befundene Geistliche bleibt im militärischen Verband. Er erhält einen Ersatzreservistenpaß, unterliegt allen Bestimmungen betreffend Anmeldung und Abmeldung bei den Hauptmeldeämtern, unterliegt der Kontrolle, weshalb er verpflichtet ist, an den Kontrollversammlungen teilzunehmen. Im Falle eines Krieges steht er wie jeder andere Ersatzreservist zur Verfügung der Militärbehörden, es steht deshalb in dem Paß des Geistlichen, daß ihm über seine Einberufung noch ein besonderer Befehl zugehen wird. Auch die Bestimmung über die Unabkömmlichkeit einzelner Geistlicher zeigt, daß die Geistlichen im allgemeinen für den Kriegsfall in jeder Weise verwendet werden können, den Dienst mit der Waffe ausgenommen. Sollte aber einer hämisch bemerken, daß sei es ja eben, daß die Geistlichen allein „weit weg vom Schuß seien“, so wäre diese Bemerkung doch nicht richtig. Es steht der Militärbehörde frei, so viele Geistliche als sie will, zum Sanitätspersonal auszuheben und sie zu Krankenträgern im Felde zu bestimmen. Niemand wird behaupten, daß sie bei solchen Diensten weiter vom Schuß wären, als unsere Ärzte, und es darf ruhig gesagt werden, daß es eine große Zahl von Geistlichen gibt, die mit Freuden diesen Dienst übernehmen würden, und sich danach sehnen, daß der Ruf dazu an sie ergehe. Wissen sie doch, daß sie dadurch auch der in ihrem Herzen glühenden Liebe zum Vaterlande sichtbar Ausdruck geben, unseren Brüdern im Felde körperliche Rettung zu bringen und zugleich auch ihr geistliches Amt in Spende von Losprechung und Trost an den im Felde Sterbenden ausüben zu können. Beweise dafür sind die zahlreichen Geistlichen, die sich jedesmal zu Krankenpflegekursen meldeten.

Ich weiß nun nicht, wie groß die Zahl der Geistlichen ist, die, sei es als Feldgeistliche oder als Sanitätspersonen, bereits einberufen sind. Zweck dieser Zeilen ist nur, nachzuweisen, daß jeder militärtaugliche Geistliche, soweit er nicht als unabkömmlich mit

Pflicht auf sein Amt erklärt ist, täglich und stündlich wie jeder andere, einberufen werden kann und keiner wünscht, daß er „verschont“ wird. Die Geistlichen müßten ja Wasser statt Blut in den Adern haben, wenn sie nicht auch erfährt würden von der allgemeinen Begeisterung, von dem Verlangen, dem bedrängten Vaterlande ihre Dienste zu weihen; unsere jungen, kräftigen Standesbrüder zieht es ebenso wie andere hinaus in jenes Getriebe, das zwar schrecklich und furchtbar ist, aber auch Erfahrungen, Lebens eindrücke und Lebenserinnerungen schafft, die zu den großartigsten und erhabensten für alle Zeiten gehören werden, und Unzählige haben das innigste Verlangen, unseren bewunderungswürdigen Soldaten nahe zu sein und den Söhnen unseres Volkes in den schweren Stunden der Verwundung oder des Sterbens beizustehen. Das „zu Hause bleiben“ ist für viele eine harte und bittere, aber eine gewiß auch im Interesse des Volkswohles gelegene Pflicht.

Und diejenigen, die zu Hause bleiben inmitten ihrer Gemeinden, bringen sie dem Vaterlande keinen Nutzen? Wer das behauptet, der kennt nicht das Wirken des katholischen Priesters und weiß nicht, wie sehr es das gläubige Volk einschläft. Nein, unsere Geistlichen sind nicht müßig in der Heimat, sie werden dort die Herzen zu Geduld und starkmütigem Ertragen, stillem Warten und Harren ermuntern, sie werden die Alten, die Frauen und Kinder zum Gebet vereinigen, sie werden dort Trost den Armen geben, die durch den Tod ihrer Söhne ihre Hoffnung, durch den Tod des Gatten ihren Ernährer verloren, sie werden Werke der Liebe und Opferwilligkeit organisieren, die unsere Männer im Felde durch Liebesgaben erfreut und ihnen die bange Sorge für ihre Zurückgebliebenen abnimmt, sie werden besuchen und erheitern die Verwundeten, die aus dem Schlachtfelde zurückkehren. Durch solche Liebestätigkeit werden sie mithelfen, unser Volk stark und willig zu erhalten, dann haben auch die Geistlichen zum Siege beigetragen in ihrer stillen Tätigkeit.

Man erzählte sich früher gern vom heiligen Ulrich, dem Bischof von Augsburg, der mit den Truppen hinausgezogen sei in die Ungarnschlacht, hoch zu Ross, mit Kreuz und Schwert. Die Geschichte hat nachgewiesen, daß er in Augsburg zurückblieb, daß er dort ein Vater der Waisen, ein Prediger der Geduld, ein Fürbitter für sein Volk gewesen. Ist er dadurch kleiner in unserer Achtung geworden?

Zum Schlusse sei angefügt, daß die Theologiestudierenden, die die Subdiakonatsweihe noch nicht empfangen haben, wie alle anderen noch nicht ausgemusterten jungen Leute zum Dienst mit der Waffe bereits einberufen worden sind.

Das Requiem.

Im Chor der altehrwürdigen Stiftskirche steht wieder der schwarze Katafalk. Die militärischen Embleme, die ihn schmücken und der Lorbeerkranz zu seinen Füßen künden uns, daß einem gefallenen Helden die letzte Feier der Liebe gilt. Wo sein Grab sich türmt, weiß freilich niemand, heimatsfern schlummert er in Frankreichs Boden. In weiter, weiter Verlassenheit erhebt sich vielleicht ein kleines schwarzes Holzkreuz auf der einsamen Stätte, kein Blumenflor blüht darauf, kein geschlossener Kranz erzählt von früher Bollendung.

Die Glocken erheben ihre ehernen Stimmen, die Bänke füllen sich mit dunkeln Gestalten, auch Offiziere kommen, alte, gediente Herren, die hier hinter der Front die nachrückenden Mannschaften einüben. Ihre weißen Häupter glänzen silbern, die Orden und Sterne auf ihrer Brust leuchten. Auch der Vater des gefallenen Helden ist Militär. Männlich und stolz wie eine große Auszeichnung trägt er den Schmerz um den heldenhaften Sohn. Ach, aber dieser Stolz, diese Auszeichnung hat ihm Herzblut gekostet. Sein Gesicht ist über Nacht tiefgefurcht, hager und ernst geworden, das Lächeln um den wohlwollenden Mund erstarrt. Tief verschleiert kniet die beraubte Mutter in der vordersten Bank, nahe dem Altare, auf dem die Todeskerzen ihres Kindes schimmern, wo der Priester das heilige Opfer darbringt. Die Mutter ist die große Schmerzenträgerin dieser hochgeweihten Stunde, ihr Verlust ist der schwerste. Für keinen der vielen, die gekommen sind, mit ihr zu trauern, zu beten, zu weinen, haben die Ewigkeitsworte des Requiems eine so tiefe, das Herz durchschütternde Bedeutung als für sie. Sie ist es, welche das Opfer ihres Kindes auf dem Altare des Vaterlandes legte. Sie steht am nächsten dem Kreuze. Milde, engelgleich tönt von der Orgelpipe eine weiche, dunkle, verjöhnende Stimme herab und bringt der Mutter

die Tröstungen Gottes: „Dein Sohn lebt!“ Niemand war der Frau ihr Kind so nahe wie in dieser erhabenen Trauerfeier. Sie sieht seine hohe, schmutze Jünglingsgestalt — sie fühlt es, wie er mit gezogenen Degen dem Feinde entgegenstürmt und die tödliche Kugel empfing. Sie kniet im Regentropfen neben ihm und hört sein letztes Stöhnen und sein verlöschendes Flüstern: „Gute Nacht, Mutter! Weine nicht! Es muß so sein. Es war der ewige Wille!“ Auf schönere Weise kann kein Mensch sterben, wunderbarer kein Leben sich schließen. Sie weiß es. Sie gönnt ihrem Kinde den herrlichen Selbentod.

Aber als es nun heißt: Requiem aeternam dona ei Domine — fühlt sie plötzlich in der tiefsten Seele klarer und schmerzlicher als vorher, daß sie nun von ihrem Kinde getrennt ist für das ganze dauernde Erdenleben. Am anderen Ufer — in den Scharen der Seligen — steht ihr Sohn, sie aber muß hier weiter wandern, in kühler Fremde auf harten Beinen schreiten, wo keiner mehr lebt, der ihr so nahe wäre wie ihr Kind. Der menschliche Schmerz in ihr wächst riesengroß empor — so stark, als wolle er die zarte, zerbrechliche Form ihres Körpers sprengen. Eine jammernde Klage drängt sich auf ihre Lippen, aber sie ringt die Lida nieder. Soll sie sich vor ihrem tapferen Toten schämen? Sie darf nicht klein und schwach sein, ihres jungen Helden unwürdig!

Stark und weit — mit Riesenschritten, als hätte Gott ihm Schwingen angeheftet, ist er allem Kleinlichen und Engen entflohen, hat in frühesten Jugend seine Krone vom Altare genommen und ist nun dort angelangt, wohin wir alle beschwerlich und mühsam wandern müssen.

Requiescat in pace!

Sochaufgerichtet steht die Mutter neben dem Gatten am Kirchenportal und empfängt teilnehmende Worte, stummten Handrücken, tiefen, verstehenden Blick. Der Schmerz der Mutter ist in diesem Augenblick der Schmerz aller. (Mg. Rundschau.)

Rosenkranz-Fest im Feindesland.

Dem Feldbrieie entnehmen wir folgendes: „Western hatten wir noch einen ganz besonderen Genuß. Pa'er . . . hatte mir gesagt, er werde am Sonntag morgen 6 1/2 Uhr eine hl. Messe für uns lesen. Ich war schon gleich nach 6 Uhr neben in der Kirche, um mit zu ordnen. Wir stellten einige Kerzen in der uralten Kirche auf und bald war die ganze Kirche voll Soldaten; 100—200 standen noch draußen. Wir sangen die deutsche Singmesse. Ein Lehrer unter uns entlockte der Orgel zu Herzen gehende Töne und die Mannschaften sangen aus voller Kehle. Der Vater predigte über den Rosenkranz, das Gebet des Soldaten; Prinz Eugen habe ihn kühnlich gehelet und wir sollten es auch tun. Er schloß mit einem Beispiele aus unserem Lazarett, das neben der Kirche liegt. Dort lag ein Soldat in großen Schmerzen am Sterben; mehrere Schüsse hatten beide Arme getroffen, ein Schrapnell den Unterleib aufgerissen und beide Beine abgerissen. Lange hatte er auf Hilfe warten müssen und die Schmerzen waren entsetzlich. Der Vater tröste ihn, wie er das nur habe aushalten können; dann nestelte er unter der Decke herum, zeigte einen Rosenkranz und sagte: „Ohne den hätte ich es nicht aushalten können.“ Ich glaube, unter den 1000 Mann war keiner, dem nicht die Tränen herunterliefen. Dann ging der Teller rund, um für den Gottesdienst und die zerschossene Kirche (das Chor hatte kein ganzes Fenster mehr) zu sammeln. Wohl keiner hat den Teller ohne eine Gabe vorbeigehen lassen. Nach der hl. Wandlung sangen wir: „Jesus dir leb' ich, Jesus dir sterb' ich“ mit einer Gewalt durch die Hallen an die Gemölbe, daß es eine wahre Freude war, und zum Schlusse ertönte der Gesang von: „Großer Gott wir loben dich“ die Orgel vollständig. Die paar Franzosen, die in der Kirche waren, wurden ordentlich banaue, während unsere deutschen Schwestern ihre helle Freude hatten. Draußen nahmen wir wieder unsere Gewehre und das Handwörterzeug in die Hand und arbeiten um so schaffensfreudiger.“

Soldatenschidjal.

Aus dem letzten Feldbrieie seines Bruders, der als Musketier in der Front steht, oder besser liegt, teilt ein Geistlicher folgenden Abschnitt mit, der

auch ein Stimmungsbildchen aus dem Leben im Schützengraben darstellt. Der Abschnitt lautet wörtlich:

„Vorgerstern war's da saß einer von der 6. Kompagnie vor seiner Höhle. Ein Paletchen war angekommen. Der Br es von Muttern ist schon gelesen. Jetzt wird schmunzelnd ausgepackt. Da — troch! Ein Granatplitter jaust dem Armen von hinten in die Lunge. Raich eilen die Sanitäter herbei, ihn zu verbinden, aber das Herz muß auch getroffen sein, ein paar Minuten noch und ein Jüngling herz schlägt nicht mehr. Arme gute Mutter! Deine Liebesgaben teilen andere sich. Dafür graben sie deinem Kinde ein tüchtiges Grab neben seinen Kameraden; ein Holzkreuz, auf dem sein Name steht, zeigt die Stelle. Doch du kommst nie dahin. Aber nur getrost, im Himmel gibt's ein Wiedersehen. So lange wir hier sind, wird das Grab gepflegt — Geulränze schmücken es.“

Die Unbeteiligten.

Denen, die diesem Kriege fern stehen mit ihrem Herzen und ihren Gedanken, ist im „Türmer“ eine besondere Betrachtung gewidmet.

Soll man sie beneiden? oder soll man sie bemitleiden?

Beneiden — weil sie keinen, an dem ihr Herz hängt, im Felde haben? weil ihre Lage ohne diese zerreißende Unruhe, diesen schweren Druck sind? weil kein unerwarteter Klingelton sie schreckt, daß die Glieder noch eine Stunde lang zittern? weil ihr Erwachen frei und sorglos, ihr Einschlafen ohne die wirgende Qual ist: wo liegt er jetzt? im nassen Graben, unter kaltem Sternenhimmel? vielleicht gibt es für ihn überhaupt keine Nacht unter dem Feuerregen der Granaten. Oder liegt er, ringend in Blut, in unmenschlichen Schmerzen, oder schon still für immer, bleich und kalt das frohe, kühne Haupt?

Beneiden — weil sie laut lachen und schwätzen können, von des Lebens Kleinram erfüllt sind wie vordem, vor den letzten Julitagen dieses Jahres? weil sie mit Behagen essen und trinken, Ledereien genießen können, an Theaterstapen ihre Lust haben? weil das Interesse für Toiletten und die Wirkung der eigenen Persönlichkeit sie noch so stark in Anspruch nimmt, daß die großen Ereignisse da hinten, die eine Welt n Atem halten, ihnen nur ein angenehm sensationeller Hintergrund für ihre spielerischen Interessen sind.

Oder sollte man sie bemitleiden, weil diese beispiellos große Zeit an ihnen vorübergeht, ohne sie mitzunehmen in ihren mächtigen Zug? Bemitleiden, weil ihnen das Größte, das einzig Große versagt blieb? Weil sie in Deutschlands furchtbarer Schicksalsstunde nicht mitzittern, mitleiden durften? weil sie vielleicht nur auf einen Umweg über den Denapparat das Unermessliche begreifen, das Millionen unseres Volkes, vom ersten Haus unseres Landes bis zur letzten Hütte unmittelbar im elementarsten Instinkt des Herzens, in Blut und Leben fühlen?

Bemitleiden — weil einst, wenn diese Stürme schweigen werden, wenn keine Kugeln und Granaten mehr fliegen, kein geliebtes Haupt mehr im entsetzlichen Nahkampf bedroht ist, wenn die Angst, die bohrende Ungewißheit, die Zeit der Not vorüber ist, und nur noch die schwarzen Gewänder reden, manch Antlitz still und ernst wurde, das vordem lachte, und lange, lange Gedankenzüge hinüberwallen zu den stillen Gräbern in Feindesland — weil dann sie, die Unbeteiligten, außerhalb stehen, außerhalb in der Trauer, außerhalb in dem heiligen Stolz, dem Vaterlande mit dem eigenen Glück, mit Gut und Blut gedient zu haben, außerhalb in dem, was sonst an Erdenfreuden vorhanden war, alles übersteigenden Jubel, einen Zurückkehrenden im Siegeszuge zu begrüßen! Bemitleiden, weil in dem Rückblick, in der Erinnerung für das ganze nachfolgende Leben bis zur letzten Stunde, diese große Zeit für sie eine leere, kahle, von Nichtigkeit überrannte Stelle bleibt?

Brüder und Schwestern in deutschen Landen, die ihr „beteiligt“ seid, deren Tage und Nächte heute unter der gewaltigen Zeit der Not stehen, beantwortet diese Frage selbst: beneiden —? oder: bemitleiden!

Modernität.

Alles untersteht der Mode, Dem weltbeherrschenden Gebote. Nun wähl' ich nur das Eine gern: „Wann wird Modernem u. modern?“

Die heilige Familie, das Vorbild der christlichen Familie.

Trauer und Trost.

So schwer von bitterer Trauer, so voll von unverbundenen Wunden wie in diesem Jahre hat unser liebes Heimatland noch keinen Allerseelenmonat erlebt.

Wie viele blühende, hoffnungsvolle Leben sind plötzlich durch das Sturmgeheul des Krieges gemüht worden! Wie viel Tränen, wie viel bitteres Herzeleid mußten die letzten Wochen sehen, mitfühlen und mittragen! Die Zeitungen sind überfüllt von den Todesanzeigen von Jünglingen und Männern, die auf dem Felde der Ehre den Heldentod starben. Morgen für Morgen erheben die Glocken unermüdet ihre tiefen klagenden Stimmen und laden zum Requiem, für einen den wir kannten, der uns nahe stand. Zwischen den Blättern des Gebetbuches drängen sich die Andenken, eines nach dem anderen gleitet mit ernster Mahnung herein. Gott hat seine Diener in übergroßer Schar zu sich berufen. Selten war der Todesnachricht mit so vielen herrlichen Gestalten gefüllt. An jeden der Namen, die uns von den Totenzetteln entgegenleuchten, knüpft sich eine letzte, liebe Erinnerung.

Der Hauptmann F., der jüngste Bruder eines lieben Freundes vom Gymnasium, in dessen Elternhaus ich vor mehr als 25 Jahren täglich verkehrte. „Ein lieber guter Junge“ war er auch ein „guter Hauptmann“ geworden. Bei einem Nachtgefecht traf ihn die Kugel an der Spitze seiner Soldaten; „Ade meine liebe 12. Kompagnie!“ waren seine letzten Worte.

Ein anderer Gebetszettel gilt einem Vizefeldwebel; kurz vor Ausbruch des Krieges hatte er sein Staatsexamen mit Auszeichnung bestanden, er war der Stolz seiner Eltern, im Feldlazarett ist er seinen Wunden erlegen und viele Hoffnungen sind vernichtet. „Für uns ist auch der Sieg zu teuer errungen, da wir unser Bestes dafür hingeben müssen“, so schrieb der Vater im ersten großen Schmerz, als ich ihm mein Beileid aussprach.

Ein zwanzigjähriger Fähnrich; alle Offiziere seines Zuges waren gefallen, da stürmte er mit geschwungenem Säbel voran zum Angriff — Hurra, hurra, hurra! — der Schrei des Triumphes starb auf seinen Lippen, er war über die Schwelle der Ewigkeit gestürzt. Soll man um ihn trauern? Schöner kann keiner zum Ziele kommen. Ein langes Leben voll Mühsal und Arbeit bringt nicht die schimmernde Krone dieses glücklichen Sterbens in Mut, Kraft und Begeisterung.

Ein Unteroffizier der Reserve, Lehrer in einem kleinen Gebirgsdorf, die Stütze seiner Mutter, in der Vorbereitungs zum zweiten Examen hat ihn der Krieg überrascht und schon im ersten Gefecht trafen ihn drei feindliche Kugeln. „Ach Gott, helfst, Kameraden!“ mit diesem Ausruf sank er nieder.

Ein schlachter Arbeiter, fleißig hat er geschafft und sich ein kleines Anwesen erworben — eigener Herd ist ja Goldes wert und ist's auch klein, ist's doch mein! Da kommt der Krieg; schon hat er einige Gefechte glücklich überstanden, gewiß „wird es weiter gut gehen“, so lautet hoffnungsfreudig seine letzte Feldpostkarte, — da wirft ihn eine Granate zu Boden — und in der Heimat trauert mit den alten Eltern eine Witwe mit vier Kindern.

Zwei brave Jünglinge, ihren Eltern und ihrem Pfarrer haben sie nur Freude — nie Stummer und Sorge gemacht, „Jugendzeit, schönste Zeit, darum sei sie Gott geweiht“, das war ihre Parole immerdar; darum hatten sie auch, ehe sie ihr stilles Dörflein verließen, um in der großen Stadt des Königs Rod zu tragen, sich einige Tage in die stille Einsamkeit der hl. Exerziten zurückgezogen, um sich zu wappnen gegen die lockenden Gefahren. Nur wenige Wochen, und „Reserve hätte Ruhe gehabt“. Es ist anders gekommen; „in der Heimat, in der Heimat gibt's nun kein Wiedersehen“, und Eltern weinen um ihre Lieblinge.

Und noch ein Leutnant N., lebenslustig, schneidig, der schönste Offizier der Garnison, der Einrichter schöner Feste. Man sah ihn nie ohne sonniges, frohes Lächeln. Und das Ende? In Belgien wurden ihm beide Beine zerschmettert. Noch acht Tage lag er unter qualvollen Schmerzen im Lazarett. Der Feldgeistliche stand oft an seinem Sterbebett. Einen zärtlichen Brief schrieb er an seine Mutter: Mutter, ich

hab' dir manche Sorge bereitet, war nicht immer, wie ich sollte. Aber mein Tod bringt Ehre ins Haus. Gestern das Eisene Kreuz — vergiß mich nicht! Mutterl, ich muß sterben . . .

Ach und so viele, für die kein Gebetsandenken gedruckt wird, und deren Tod doch nie sich schließende Lücken reißt. Der Gatte des Weibes, der Vater der Kinder, die Hoffnung der Braut, der Ernährer der alten Eltern, der Führer des Pfluges, der Leiter der Fabrik, der Inhaber des Geschäftes, der Besteller des Gutes, wir trauern ob der guten, edlen, braven Männer, die ihr höchstes irdisches Gut, ihr Leben für uns geopfert und nunmehr ruhen im stillen Frieden und zumeist auf fremder Erde. Wohl starben sie alle den Heldentod, aber es sind doch unsere Väter, Söhne, Brüder, unsere Freunde und Anverwandte, ein Stück von unserem Herzen. „Wer gibt meinem Haupte Wasser und meinen Augen eine Tränenquelle, so wollte ich Tag und Nacht die Erschlagenen meines Volkes beweinen.“ Wie viele Eltern müssen mit demselben Propheten klagen: „Meine Söhne sind von mir weggezogen und sind nicht mehr!“

Ja, wir haben Grund, zu trauern; aber unsere Trauer ist doch nicht trostlos. Es gibt eine Trauer vor dem Abgrund, wo das Auge ins Finstere stiert und der Mensch sich hilf- und wehrlos seinem Schmerz überlassen sieht, das sind die, sagt der hl. Apostel Paulus, welche „ohne Hoffnung trauern“. Unsere Trauer ist das nicht, sie weint, aber hofft. Unsere Trauer ist gehoben und getragen von dem Bewußtsein, daß die Helden, die um unferretwillen sterben, leben und zwar nicht bloß das unsterbliche Leben des Ruhmes, sondern das ewige Leben des Lohnes. Es ist nicht bloß ein frommer Glaube, daß die auf dem Schlachtfeld Gefallenen im gewissen Sinne den Martyrertod starben, sondern es ist auch ein begründeter Glaube. Kein Geringerer als der hl. Thomas von Aquin, dieser große und heilige Gottesgelehrte, ist uns Zeuge. In seinem Hauptwerke die „falsche Summa“, stellt er die Frage auf, ob nur der Tod um des Glaubens willen ein Martyrertod sei und er antwortet, auch Tugendakte können den Martyrertod begründen und daß deshalb ein Soldat, der im Hinblick auf Gottes heiligsten Willen sein Leben fürs Vaterland opfere, den Martyrertod sterbe.

Im Hinblick auf Gottes heiligstem Willen! War nicht der letzte Gruß von Kaiser und König an die kriegsbereite Mannschaft: „Mit Gott fürs Vaterland!“ Sind unsere falschen braven Krieger nicht samt und sonders nach überaus andächtigem Empfang der heiligen Sakramente, also buchstäblich mit ihrem Herrn und Gott im Herzen, ins Feld gezogen? Und haben wir nicht von ganzen Truppenteilen gehört und gelesen, daß sie mitten im Kugeltregen und in den Schützengräben zu beten anfingen? Wo solche herrliche Blüten religiöser Gesinnung sich zeigen, da ist nicht bloß Tüchtigkeit, da ist Tugend vorhanden und ein Tod aus solcher Gesinnung ist gewiß im Sinne des hl. Thomas ein Martyrertod.

Was für ein Trost für alle, die um einen Vater, Sohn, Bruder und Freund trauern! Ist die Trauer auch groß, das Opfer schwer, durch Trauer und Opfer leuchtet wie ein himmlischer Strahl der Gnade, wer für eine gute Sache stirbt, wird auch für sie ernten. Wer das irdische Vaterland verliert, wird das himmlische gewinnen.

Aber noch ein anderes legt sich gar wunderbar tröstend aufs Herz, das ist die Hoffnung des Wiedersehens.

Wenn unsere braven Krieger als Sieger, Gott gebe es recht bald, nach Hause zurückkehren, dann wird ihr Jubel unser Jubel sein; aber gar manche werden abseits stehen, allein und einsam mit ihrem stillen Schmerze, denn der und jener, den sie mit unendlicher Freude wiedergesehen hätten, ist nicht dabei. „Er ist nicht hier!“ — so mußten die weinenden Frauen am ersten Ostermorgen hören, als sie nach dem Reichnam des Heilandes suchten und ihn nicht fanden. „Er ist nicht hier!“ — ein herzerweichendes Wort, die Wunde liegt offen da, der ganze Schmerz des Heimwehs wach wieder auf. Aber, ihr Lieben, die ihr unter diesem Schmerze euch windet, hört nicht auf ihn, sondern auf das Wort, das die Frauen am Grabe alles vergessen ließ, und das auch euch den schwersten Stein vom Herzen nimmt: „Er ist vorausgegangen, ihr werdet ihn wiedersehen.“ Dieses Wort ist der Himmel über unserm Glauben und so wahr wie der Himmel selbst. Es gibt ein Wiedersehen, so wahr es einen Himmel gibt. Dies lebt als heiligste Ueberzeugung im Herzen der Christen, eine selbstverständliche Wahrheit, die mit dem Glauben an ein Jenseits steht und fällt. „Wie wir

gewiß sind“, schreibt ein berühmter Zeuge des christlichen Altertums, „daß wir zu einer geistigen Gemeinschaft auferstehen, ebenso gewiß werden wir die Unrigen wieder erkennen“. Durch nichts wird die Gewalt des Trennungschmerzes so sehr gebrochen wie durch die Hoffnung des Wiedersehens. Das wird, wie gesagt, für Eltern und Ungehörige ein großer Trost sein in diesen Tagen, wo sie an den Gräbern ihrer verstorbenen Lieben stehen, oder, was noch schmerzlicher ist, nicht einmal an ihren Gräbern stehen können, weil diese in Feindesland, in fremder Erde sich befinden. Bei ihrem Abschied hörte man die Krieger häufig ein Lied singen mit dem Refrain: „In der Heimat, in der Heimat — da gibt's ein Wiedersehen.“ Mögen auch viele nicht in diese armselige Heimat zurückkehren. Es ist ja nicht unsere dauernde, sondern nur eine vorübergehende Stätte; „einer zukünftigen wandern wir entgegen“ nach den Worten des Apostels. An uns ist es jetzt, dafür zu sorgen, daß auch wir diese zukünftige Stätte erreichen, damit in vollem Sinne zur Wahrheit wird:

„In der Heimat, in der Heimat —
Da gibt's ein Wiedersehen.“

Dankfest.

In der Diözese Fulda feiern wir heute das Erntedankfest. In diesem Jahre haben wir eine ganz besondere Veranlassung, dem lieben Herrgott herzlich zu danken. Der unvermeidliche Krieg ist ausgebrochen in einem Jahre, wo wir eine gute Ernte hatten. Diese gewährt uns Nahrung für ein Jahr und macht uns unabhängig von der überherrschenden Futur, die uns England abschneiden könnte. Die Ernte war bis zum Kriegsbeginn, als die Männer fort mußten, größtenteils eingebracht; dazu kam ein so herrliches Erntewetter, daß selbst die wenigeren Leute schneller mit den Erntearbeiten fertig wurden als in manchen Jahren, wo es nicht an Arbeitskräften fehlte.

Schon sind unsere Felder wieder neu bestellt und wir brauchen nicht zu befürchten, daß sie von feindlichen Heeren zerstampft werden. Die Greuel des Krieges, von denen bisher (abgesehen von kleineren Teilen von Ostpreußen und Elsaß) unser Vaterland verschont geblieben ist, werden, so hoffen wir zuversichtlich, uns auch in Zukunft erspart bleiben. Ja, wenn uns in den Feldpostbriefen unserer Brüder, die im Feindeslande stehen, das unermeßliche Elend der armen Familien in jenen wehenden Frankreichs geschildert wird, wo jetzt schon monatelang die feindlichen Parteen sich gegenüberstehen, dann fällt's uns gewiß nicht schwer, am heutigen Sonntage ein herzliches Dankgebet zu Gott emporzusenden.

Gewiß hat der Krieg auch von uns viele Opfer gefordert. Die schwarzen Schleier und Trauerkleider, die man so zahlreich sieht, die verweinten Augen, die aus erstem Frauen- und Kinderamtlich so oft entgegen schauen, die vielen Verwundeten, die man in den Straßen der Städte mit verbundenen Gliedern oder in den Lazaretten sieht, sprechen davon laut und allen fühlbar. Aber das alles ist doch nicht zu vergleichen mit dem Elend jener armen Menschen, deren Häuser zerschossen, deren Figuren zerstampft, deren Hab und Gut in alle Winde zerstreut ist und die nun hungert und friert und obdachlos mit kleinen Kindern unstill und ständiger Lebensgefahr ausgesetzt umherirren und dabei noch dasselbe Herzeleid haben, daß der Sohn, der Vater, der Gatte, der Bruder im männermordenden Krieg gefallen sind oder noch fallen können.

Wahrlich wir dürfen uns nicht beklagen, zumal auch die Kriegslage für uns immer günstiger wird und wir auch von den gewöhnlichen Begleitumständen des Krieges — Hunger und Seuchen bisher verschont geblieben sind. Wir haben dagegen allen Grund, Gott dem Herrn von Herzen zu danken, daß er in das Herz unserer Soldaten einen solchen Mut und solchen Opfergeist gelegt und wach erhalten hat, daß sie für unser Vaterland, für Haus und Hof und Familie, der Zurückgebliebenen weiter kämpfen, bis mit dem „Te Deum laudamus“ des Dankfestes sich das „Herr Gott, dich loben wir“ des Siegesfestes vereinigt.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonelzeile oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechender Rabatt. Für Offert- und Auskunft-Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsorts das Einklagen von Forderungen ist 5 u. d. a. Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbiten wir uns tags vorher.



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
mit den Beilagen
**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Sulda. — Druck und Verlag der Suldaer Actiendruckerei in Sulda.

Nr. 47. Sonntag den 22. November 1914. 31. Jahrg.

Inhaltsverzeichnis: Wochentalender. — Fünftundzwanzigster Sonntag nach Pfingsten. — Bis ans Ende. — Aus dem Kalender der Woche. — Der verweirte Durchzug. — Nach der Schlacht. — Heldentod der Nächstenliebe. — Die Kommunion im Schützengraben. — An die katholischen Frauen und Jungfrauen. — Ernste Worte. — Eine deutsche Mutter. — Untere Kinder. — Der letzte Brief.

Wochentalender.

- Sonntag, 22. Nov., 25. u. Pfingsten. Cäcilia, Jgfr. u. M.
- Montag, 23. Nov., Clemens, P. u. M. Felicitas, M.
- Dienstag, 24. Nov., Johannes vom Kreuz, Bekenner, Ehrplogonus, M.
- Mittwoch, 25. Nov., Katharina, Jungfrau und Märtyr.
- Donnerstag, 26. Nov., Silvester, Abt, Petrus von Alexandrien, B. u. M. Conrad.
- Freitag, 27. Nov., Vom Tage. Virgilius.
- Samstag, 28. Nov., Vital von Andrea.

Letzter Sonntag nach Pfingsten.

Jesus verkündigt die Zerstörung Jerusalems, das Ende der Welt und seine Wiederkunft.

Matth. 24, 15-35.

In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: „Wenn ihr den Greuel der Verwüstung, welcher von dem Propheten Daniel vorhergesagt worden, am heiligen Orte sehen sehet (wer das liest, der verleihe es wohl!); dann flieht, wer in Judäa ist, auf die Berge; und wer auf dem Dache ist, der fliehe nicht hinab, um etwas aus seinem Hause zu holen; und wer auf dem Felde ist, der lehre nicht zurück, um seinen Rock zu holen. . . . Bittet aber, daß eure Flucht nicht im Winter oder am Sabbate geschehe. Denn es wird alsdann eine große Trübsal sein, dergleichen von Anfang der Welt bis jetzt nicht gewesen ist, noch sein wird. Und wenn diese Tage nicht abgekürzt würden, so würde kein Mensch gerettet werden; aber um der Auserwählten willen werden jene Tage abgekürzt werden. Wenn also dann jemand euch sagt: Siehe, hier ist Christus oder dort, so glaubet es nicht. Denn es werden falsche Christus und falsche Propheten aufstehen und große Zeichen und Wunder tun, so daß auch die Auserwählten, wenn es möglich wäre, in Irthum geführt würden. Siehe, ich habe es euch vorhergesagt. Wenn sie euch also sagen: Siehe, er ist in der Wüste, so gehet nicht hinaus. Siehe, er ist in den Kammern, so glaubet es nicht. Denn gleichwie der Blitz vom Aufgange ausgeht und bis zum Niedergang leuchtet, ebenso wird es mit der Ankunft des Menschensohnes sein. Wo immer ein Aas ist, da versammeln sich die Adler. So gleich aber nach der Trübsal jener Tage wird die Sonne verfinstert werden, der Mond wird seinen Schein nicht mehr geben, die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte des Himmels erschüttert werden. Und dann wird das Zeichen des Menschensohnes am Himmel erscheinen, und alle Geschlechter der Erde werden wehklagen, und sie werden den Menschensohn kommen sehen in den Wolken des Himmels mit großer Kraft und Herrlichkeit. Und er wird seine Engel mit der Posaune senden, mit großer Schalle, und sie werden seine Auserwählten von den vier Winden, von einem Ende des Himmels bis zum andern zusammenbringen. Vom Fetsenbaum aber lernet das Geschlecht: Wenn sein Zweig schon hart wird und die Blätter hervorgewachsen sind, so wisset ihr, daß der Sommer nahe ist. So auch, wenn ihr dies alles sehet, so wisset, daß es nahe vor der Thüre ist. Wahrlich, ich sage euch, dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis dies alles geschieht. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen.“

Bis ans Ende.

Schon der letzte Sonntag, bald der letzte Werktag, bald die letzte Stunde des Kirchenjahres. Mit erhobener Stimme verkündigt und der Heiland die Botschaft vom Ende der Welt. Die Sonne wird verfinstert, der Mond gibt seinen Schein nicht mehr, die Sterne fallen vom Himmel, alle Kräfte der Natur gehen aus den Fugen. Mitten in die Finsternis strahlt plötzlich das Zeichen des Erdbiers, das Kreuz, und auf den Wolken des Himmels erscheint der Heiland als Richter über Gute und Böse. Vorausenschall ertönt durch die Lüfte, der alle zum Gerichte ruft, die Lebendigen wie die Toten. Dann fällt die Entscheidung über Himmel oder Hölle, die Weltung hat für die Ewigkeit.

Wann kommt dieses Ende? Laß dir sagen, mein Christ, daß es keinem Sterblichen geahnt ist, den Schleier zu lüften von diesem Geheimnis. Den Tag und Stunde weiß niemand, nicht einmal die Engel des Himmels.“

Schon zu Jesu Zeiten sind Gerüchte vom Ende der Welt herumgeschwirrt. Im Mittelalter und in der Neuzeit hat es nie an Prophezen gefehlt, welche den Untergang der Welt voraussaßen und Tag und Stunde dafür ansetzten. Eules Beginnen! Falsche Propheten sind es, sagt der Heiland, denen man nicht glauben darf. Den Streit über das Ende der Welt magst du getrost den Träumern überlassen, die ihre Zeit mit müßigem Gerede totschlagen. Du aber beschäftige dich mit nützlicheren Dingen.

Siehe, es gibt noch ein anderes Ende, das dir näher liegt: dein eigenes Ende, dein letztes Stündlein. Dann hat diese Welt für dich ein Ende. Dann kannst du nimmer den Acker pflügen, nimmer das Korn ausdreschen, nimmer an der Maschine stehen, nimmer dein Geschäft treiben, nimmer deinen Eltern beistehen dich nützlich machen für Familie und Gemeinde, für Kirche und Staat, nimmer in den Gottesdienst gehen, nicht mehr beichten und die Sakramente empfangen, nichts Gutes mehr tun. Wenn man dir die Augen zugeedrückt hat, wenn man dir das Totenkleid angelegt hat, wenn man an deinem Kopfe das Totenlicht anzündet, wenn man dir die ewige Ruhe wünscht, dann ist es für dich vorbei mit dieser Welt. —

„Gar bald wird es mit dir hier geschehen sein. Heute steht der Mensch da, und morgen sieht man nichts mehr von ihm. Wenn du einmal den Augen erückt bist, dann wirst du auch bald dem Gedächtnis entstranden sein. O Stumpfheit und Härte des menschlichen Herzens, daß wir nur das Irdische bedenken und nicht fürs Künftige vorsorgen. So solltest du in deinem Tun und Denken dich verhalten, als ob du heute noch müßtest sterben.“ (Nach Chr. 1, 23)

Es liegt viel daran, daß ich gesund bin, daß ich zu essen und zu trinken habe, daß ich meinen Verpflichtungen nachkomme: aber weit mehr liegt daran, daß ich gut sterbe. Ende gut, alles gut. Die Bekehrung und Besserung hinauschieben, bis ich mich krank auf das Lager hinstrecke, bis man mir den Arzt und den Barrer ruft, bis man mir die Glieder mit dem hl. Öle salbt, bis man mir die Sterbesalbe anzündet, das wäre wahrhaftig ein gewaites Spiel. Türende werden jetzt auf den Schlachtfeldern von einer Kugel niedergetreht, die noch ein junges Herz und gesunde Blut haben. Und macht denn der Tod in Friedenszeiten immer einen Antrittsbetuch? Klopf er denn immer an? Gibt er seine Bittentart ab? Nicht wahr, es sind dir Fälle genug bekannt, wo der Tod ohne jede Anmeldung sein Opfer sich geholt hat. Wie er es bei anderen gemacht hat, so kann er es auch mit dir halten. Und selbst den Fall gehst, du könntest bis an die Schwelle des Todes in Lüften fortleben und in einer halben Stunde die Sterbesakramente empfangen und dann deine Seele aushauchen. glaubst du in so kurzer Zeit die nötigen Verdienste erwerben zu können, für die Krone des Himmels? Bekehrungen in der Todesstunde sind so selten wie Märzweihen im November. Im allgemeinen geht es nach dem Grundsatz: wie gelebt, so gestorben. Das unehrbare, sichere Rezept für ein glückliches Sterben findest du in der Apotheke der hl. Schrift, die uns die Mahnung des Herrn zuruft: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ (Off. 2, 10.)

Ja, treu bis in den Tod. Nimm dir ein abschreckendes Beispiel an Judas; eine Zeit lang war er ein guter Apostel, hat aufmerksam den Lehren Jesu gelauscht, an seinen Wanderungen, Arbeiten und Enbehrungen teilgenommen, hat Kranke geheilt und Lote erweckt. Da leute ihm der Teufel einen Streich um den Hals, dessen der Judas sich nicht erwehte, bis er zum elenden Schurken un-

abscheulichen Verräther wurde. Treu sollen wir sein nicht nur ein oder zwei Tage, nicht nur 4 oder 5 Jahre, treu nicht nur in Glück und Freude, in Ueberfluß und Gesundheit, nein, treu auch in der Veruchung und Krübeln, in Verfolgung und Demüthigung, in Krankheit und Noth, treu bis in den Tod.

Denke an das Gleichnis, mit dem der Herr die mangelmässigen, die treulosen Seelen warnen wollte: „Ein Mann wollte einen Turm bauen. Als er nun das Gebäude ein Stück in die Höhe gebracht hatte, ging ihm das Geld aus und er mußte aufhören. Daß er zum Schaden auch noch den Spott hatte, dafür brauchte er nicht zu sorgen. Seht, riefen die Vorübergehenden einander zu, seht, was für ein wunderlicher Mann; er hat angefangen, einen Turm zu bauen und konnte ihn nicht vollenden.“

Ja, vollenden, vollenden sollst du, mein Christ, das Gebäude der Tugend, das Gebäude der Beruhigung, und bis zum Himmel hinaufführen sollst du deine unsterbliche Seele. Eine solche treue Seele war die hl. Cäcilia, deren Gedächtnis wir gerade heute feiern. Von ihrem Glauben an den dreieinigem Gott konnte keine Schmeichelei, keine Drohung, keine Martyr, nichts in der Welt sie abbringen. Auf Gehet des Sathans wurde sie in ein Zimmer eingesperrt, das mit heißer Luft angefüllt war, wo dann die Arme langsam verlocken sollte in der siedenden Hitze Wunderbar hinaus getrieben, sollte sie enthauptet werden. Bei seiner Ersticktheit oder Ungeschicklichkeit konnte der Henkernacht das Haupt nicht ganz vom Kumpfe trennen, sodas die heldenmüthige Jungfrau noch drei Tage in ihrem Blute dalag. Als man sie endlich fand, hatte sie drei Finger der einen Hand ausgestreckt. O diese treue liebegläubende Gottesbraut! Als sie durch Worte ihren Glauben nicht mehr bekennen konnte, hat sie ihn wenigstens noch in Zeichen bekant; drei Finger hat sie ausgestreckt, als wölte sie sagen: „Ich glaube an den dreieinigem Gott, und in diesem Glauben will ich leben und sterben.“

Treu bis in den Tod! Am Abend, mein Lieber, erforche dein Gewissen, bereue deine Verirrungen, erneuere den Bund der Treue mit deinem lieben Herrgott und empfehl dich seinem mächtigen Schutz. Denke immer an das Wort des Herrn „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben.“ Und noch eins! Bei aller eigenen Bemühung vergiß mir ja nicht das Gebet um ein heiliges Ende, wie die Kirche es im Requiem verrichtet:

Im gerührtem Herzen wende
Rehnd ich zu dir die Hände:
Trage Sorge für mein Ende!

Der Purgplarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Das Bäumlein muß man bilden, das Baum ist's zu spät

Wie schwer Versäumtes nachgeholt wird, das hat der Kalenderreiber da unlängst auf einer Reise über Land beobachtet können. Sah er da in einem Obdarien einen schon starken Apfelbaum, vielleicht an die zwanzig Jahre alt und darüber; dem hat man ein starkes Traßseil knapp unter der Krone um den Trub geschlungen und dasselbe an einem einig Meter emsternen, mächtigen, in die Erde getammten Stahl befestigt. Dadurch sollt der Stamm, der stark nach einer Seite neigte, aufgerichtet und grad gemacht werden. Ob das Werk noch gelingen wird? Wird's nicht schon zu spät sein? Vor Jahren da wär's ganz leicht gegangen. Ein schwacher Stahl, hat one Bäumchen geschmiegt und durch ein dünnes Stroßseil mit ihm verbunden, hat's leicht dieselbe Aufgabe vollbracht, das hat man aber nicht getan; man hat das Stämmlein nicht gerichtet und geschützt gegen Wetter und Stürme. Und die Stürme brausten von Norden und das Bäumchen war ihnen nicht gewachsen; es fiel der Schnee wiebeind und tänzeind vom Himmel, legte sich auf die ganze Krone wie ein schwerer, drückender Helm und beugte den jungen Stamm tief zur Erde.

oder es regnete bei frohlichem Wind und der Rauheit legte sich um die Ästchen und Zweiglein wie glitzernde hohle Glasblöschchen, und wiederum sank ob der ungewohnten Last das Haupt des Baumes tief herab; so gieng Jahr für Jahr, bis daß der Baum nicht anders denn gebeugt stehen konnte.

So geht's auch manchem Kinde; seine Erzieher versäumen es, dasselbe rechtzeitig zu wappnen und zu festigen gegen die Stürme und Unwetter des Lebens. Kommen sie dann heran, so ist es ihnen nicht gewachsen und vermag ihnen nicht standzuhalten, es wird gebeugt oder gar geknickt, so daß es sich nie mehr aufrichten kann und zeitlebens unter den Folgen zu leiden hat. Drum muß es vor allem gebunden werden an den Stahl des heiligen Kreuzes, des Zeichens uneres Glaubens. Wenn ein Menschenkind von Jugend auf durch eine christliche Erziehung vereiniat wird seinem Gott, dann mag es stürmen und toben, es werf an wen es sich zu klammern und zu halten hat in schweren, trüben Tagen; nichts wird in stande sein, sein Vertrauen zu erschüttern, und es loszureißen von dem, der immer und immer helfen kann. Und das Band das den Menschen mit dieser überstarken Stütze verbindet, ist das Gebet, das muß das Kind im Elternhause lernen, muß es sehen bei Vater oder Mutter, muß dazu angeleitet werden, die Schule ist da zu schwach; sonst wird es auch nicht beien, und wer nicht beiet, muß den Glauben und damit die feste Stütze im Leben verlieren.

Es muß ferner gebunden werden an den Pfahl der Pflicht, frühzeitig muß ihm nahe gelegt werden, daß der Mensch zur Arbeit geboren ist, wie der Vogel zum Fluge. Ein Unrecht ist es, das den Kleinen zugefügt wird wenn man, wo es fern kann, sie in allem und jedem von den Diensthöten bedienen läßt. Wie soll ein Kind selbständig werden? Und es immer in der Zukunft in der Lage sein, sich bedienen zu lassen? Kann nicht einst die Zeit kommen, da es selbst wird dienen müssen? Auch Millionäre sind schon als Bettler gestorben. Kommi dann eine so harte Zeit, so ist es hilflos und ungeschickt schier wie ein neugeborenes Kind.

Man mache es auch frühzeitig bekant mit Noth und Elend und bringe es dazu, freiwillig Opfer zu bringen, ehe es solche erzwungen bringen muß. Daher halte man es nicht anständig von armen Kindern fern, sondern an deren bedauerndem Wese lerne es das eigene glücklich schätzen, lerne frühzeitig Wohlthaten spenden und das Weichich der Mitleidenschaft erleichtern. Im Herzen des Kindes schlummert die Mildthätigkeit, wie gern gibt sein Händchen die elterliche Gabe dem Bettler, und Sache der Eltern ist es, diese Herzengüte weiterzubilden. Man weise auch darauf hin, daß alle Menschen vor Gott gleich sind, daß auch unter dem schlechten Rocke ein edles Herz schlagen kann, so wird man Stolz und Einbildung erhalten, die oft im späteren Leben unter schweren Demüthigungen abgelegt werden müssen. Man nehme auch das Kind hier und da zu Kranken mit, damit es menschliches Elend sehe, und zum Mitleiden, aber auch zur Bewanderung der Geduld im Leiden und zur Nachahmung erzogen werde.

In diesen Tagen feiert die Kirche das Fest des hl. Josaphat, eines indischen Königssohnes. Den ließ sein Vater in der Jugend fern halten von allem Unangenehmen: er sollte nur Lust und Wonne, aber nichts von Leid erfahren. Doch den Knaben zog es hinaus zu den anderen Menschen; er hörte nicht auf zu bitten, bis daß der Vater erlaubte, im königlichen Wagen auszufahren, doch sollten vor ihm Musik und Tänze ausgeführt und alles entfernt werden, was ihn an das menschliche Elend erinnern könnte. Ungeachtet all dieser Vorsicht kamen dem Josaphat zwei Männer vor die Augen, von denen der eine ausläsrig und der andere blind war. Als er diese armen Leute sah, wurde er traurig und fragte seinen Beileiter: „Was sind das für Leute?“ Da er keine genügende Antwort bekam, wurde er sehr nachdenklich. Dann begegnete er an einem andern Tage einem Geisteskranken, dessen Gesicht voll Runzeln dessen Sinne einae-

brochen und dessen menschs Haar silberweiß waren. Und wieder fragte er: „Was ist das für ein seltsames Schauspiel?“ Man sagte ihm, daß dieser Mann schon viele Jahre lebe, daher seien seine Kräfte geschwunden. „Was dann?“ fragt er heftig. „Dann wird der Tod seinem Leben ein Ende machen.“ hieß es. „Werden alle Menschen sterben?“ so fragte er weiter und immer weiter, bis er keine Antwort mehr erhielt. Seitdem lag ein schwerer Kummer auf seinem Herzen, bis ein hl. Einsiedler Barlaam ihn mit den Lehren des Christentums bekant machte, das seine Fragen erschöpfend beantwortete. Nun ließ er sich taufen, bekehrte auch seinen Vater, entragte seinen Würden und wurde Einsiedler. Er starb im Jahre 383.

Wie dieser Einsiedler Barlaam, so sollten alle Eltern ihren Kindern die christliche Lebensanbahnung und Lebensauffassung frühzeitig vermitteln; sie allein läßt nie im Stich, sie allein hilft alle Lagen im menschlichen Leben ertragen und macht hier und dort glücklich. Und was wollen alle Eltern anders? Gewiß das Glück ihrer Kinder; sie können's ihnen bieten und bereiten durch eine vernünftige Erziehung.

Der Kalenderschreiber.

Der verweigerte Durchzug.

Im vierten Buche Moses lesen wir im 21. Kapitel die folgende Schilderung eines Vorkommnisses, das sich auf dem Heereszug Israels ins gelobte Land ereignete: Die Israeliten waren von Kades um das Gebiet der Edomiter herumgezogen, hatten Moab friedlich durchgezogen und waren so auf ihrem Zuge nach Palästina bis zum Arnon gekommen, dem Grenzfluß zwischen den Moabitern und Amorrhitern. Da sandte Israel Boten an Sehon den Amorrhiterkönig mit dieser Botschaft: „Ich bitte Dich, laß mich durch Dein Land ziehen! Wir wollen nicht abbiegen in die Aeder und Weinberge, wir wollen kein Wasser aus den Brunnen trinken (— das Wasser ist in jenen trockenen Ländern eine sorgsam gehütete Kostbarkeit —); auf der Landstraße wollen wir marschieren, bis wir hindurchgezogen sind durch Deine Grenzen.“ Er wollte jedoch nicht gestatten, daß Israel durch seine Grenzen zöge, sammelte vielmehr ein Heeresheer und zog ihm entgegen ins öde Feld; und er kam nach Jasa und stritt wider Israel. Aber Israel schlug ihn mit der Schärfe des Schwertes und nahm ihm sein Land weg vom Arnon bis an den Jabboc und bis zu den Söhnen Ammons; so nahm denn Israel alle seine Städte und wohnte in den Städten der Amorrhiter, in Hesebon nämlich und in seinen Ortshafen.“

Wie die Weltgeschichte sich doch wiederholt. Jeder Leser, der die Ereignisse der letzten Wochen verfolgt hat, wird leicht in die obige Erzählung der hl. Schrift die passenden Namensänderungen vornehmen können. Sehon der Amorrhiter — Albert der Belgier. Aber während Sehon den Juden fremd war, ist Albert den Deutschen verwandt, deutsches Blut rollt in seinen Adern, er ist ein deutscher Prinz aus dem Hause Sachsen-Koburg-Gotha, seine Mutter war eine Hohenzollernprinzessin, seine Gattin stammt aus dem Hause Wittelsbach (Bayern). Der größte Teil seines Landes gehörte durch Jahrhunderte zum alten deutschen Reiche, niederdeutsch ist die Sprache dieser Provinen. Deutsch sind ihre Namen Brabant, Flandern, Limburg, Hennegau, Antwerpen. Nun kam der Ueberfall des Stamm- und Mutterlandes durch fremde rassenfeindliche Völker, durch Franzosen und Engländer mit denen die Bewohner dieses Landes selbst früher manch' blutigen Streuß ausgefochten hatten, und durch die Russen, die Feinde deutscher Kultur. Und das deutsche Reich sandte Botschaft an den König des Landes und sprach wie Israel zu Sehon: „Ich bitte Dich, laß mich durch Dein Land ziehen. Wir wollen nicht abbiegen in die Aeder und Wiesen; wir wollen reichlich bezahlen, was wir zum Leben brauchen. Auf der Landstraße wollen wir marschieren, bis wir hindurchgezogen sind und gerechten Schadenersatz leisten für alles, was Ersatz fordert. Aber wir müssen hindurch — denn die äußerste Nothwendigkeit, der Kampf um Sein oder Nichtsein, zwingt uns dazu.“ — „Er aber wollte nicht gestatten, daß das Volk durch seine Grenzen zöge, sammelte vielmehr ein Heeresheer und zog ihm entgegen ins Feld.“

Und nun erfährt man, daß das stammverwandte Volk und sein König längst in schmachlichster Weise die lächerlich zur Schau getragene Neutralität ge-

brochen und im Verborgenen verräterische Pläne mit den Todfeinden der Häuser Hohenzollern und Wittelsbach, mit den Erbfeinden des deutschen Volkes vereinbart hatten, und nun sammelten sie ihr Heer und zogen dem Brudervolk entgegen. Albert der Belgier hätte aus der Geschichte Schon's des Amorbiter's lernen sollen, daß es nicht gut ist, einem Volke, das nicht zur Eroberung, sondern nur zur Wahrung seiner gottgewollten Stellung in der Weltgeschichte freien Durchzug erbittet, den Durchzug mit fechtender Hand zu wehren. Er hätte auch sich in Erinnerung rufen sollen, wie Gott den Braxat zumal an Freunden und Brüdern haßt. Aber er suchte blind nur was falsche Freunde ihm an Lockungen und Vorspiegelungen sehen ließen und so rannte er in das Verderben Schon's. Das Volk, dem er den Durchzug verweigert hatte, schlug ihn mit der Schärfe des Schwertes und nahm ihm sein Land weg und wohnte in seinen Städten von Lüttich bis Antwerpen.

Möge nun auch das, was uns an die'er Stelle in der hl. Schrift noch weiter erzählt wird, sich wiederholen durch den Sieg über Frankreich und England. Es heißt da: „Und Moses sandte aus, um Ja'er (an der ammonitischen Grenze) zu erkunden und sie nahmen seine Ortschaften und wurden der Bewohner mächtig. Dann wandten sie sich und zogen hinauf den Weg nach Basan und Oz. Der König von Basan zog ihm entgegen mit seinem ganzen Heere (wahrlich als Verbündeter Schon's) um in 'Dra' (er Hauptstadt, von Basan zu streiten. Der Herr aber sprach zu ihm: „Fürchte dich nicht, denn in deine Hand habe ich ihn gegeben und sein ganzes Volk und Land und du sollst ihm tun, wie Du Schon getan hast, den König der Amorbiter der in 'Desebon' wohnte“. So schlugen sie auch ihn samt seinen Söhnen und sein ganzes Heer bis zur Vernichtung und nahmen sein Land ein.

Nach der Schlacht.

(Nachdruck verboten.)

Es war gegen Abend des 2. September 1870. Vor Sedan hatten die deutschen Truppen in heißem Streite mit den Franzosen um den blutigen Schlachten-Vorbeer gerungen und sich denselben auch erkämpft. Siegesfanfaren schmetterten überall; Hurra-rufe, Freudenjubel erklangen auf der ganzen Linie des eisernen Soldaterringens, mit dem die Franzosenstadt eingeschlossen war. Ab und zu mischt sich in diese frohlockenden Töne auch die ernstn, feierlichen Klänge einer Lobeshymne, die aus der Kehle eines dankbaren Soldaten zum Himmel emporstieg: zum Ehre des Veners der Schlachten, des Spenders von Sieg und Niederlage.

Aber es waren nicht nur frohe Laute, die das Schlachtfeld durchhallten; auch des Elends und Jammers gab es genug und übergenug auf der Wahlstatt. Der errungene Sieg war mit manchem jungen Leben bezahlt worden: zu Hunderten bedeckten Tote und Verwundete das Schlachtfeld. Freund und Feind, Deutsche und Welsche lagen hier friedlich neben einander hingestreckt. Der grausame Tod hatte alle Gegensätze ausgeglichen: hier ruhte das Haupt eines erschossenen Franzosen an der Brust eines ebenfalls toten preussischen Grenadiers, dort hatte ein sächsischer Unteroffizier in den Räten des Todeskampfes seinen Arm fest um den Nacken eines französischen Chausseurs geschlungen.

Wohl denen, deren Augen sich im Tode geschlossen hatten! Sie ruhten nun aus von dem Elende der Erdenpilgerung. Sie verspürten nichts mehr von den entsetzlichen Leiden, welche viele ihrer verwundeten Brüder um sie herum peinigten.

Welche Angst und Wehcrufe, wieviel Schmerzensschreie! Wieviel Wimmern und Stöhnen ringsum! Selbst das Herz der Sanitätstruppen und Aerzte, die allenthalben mit großer Emsigkeit und Sorgfalt ihres Amtes walteten, krampfte sich schmerzhaft zusammen beim Anhören von so vielen Schmerzensausbrüchen und im Anblicke so verschiedener Todes- und Verwundungszustände.

Ein Bild hohen Opferfinns und enoelthoster Geduld bietet uns jener katholischer Priester, der in Begleitung einer barmherzigen Schwester gar manchem Sterbenden Trost und die letzte Wegzebrung bringt. Das Antlitz dieser beiden Diener Gottes, welche die Liebe zu Christus und zu ihren leidenden Mitmenschen in die Schrecknisse des Krieges getrieben, ist bloß vor Wehmut und Entsetzen über das mannigfache Elend, das ihnen allenthalben in den gräßlichsten Ge-

stalten in die Augen springt; allein sie widmen den eigenen Gefühlen trotzdem keine Zeit; unverdrossen und ohne Ermüdung eilen sie hierhin und dor hin, wo es Hilfe zu bringen gilt. Eben waren sie an einer Stelle angelangt, wo der Schlachsturm am schrecklichsten gewüthet hatte. Die Toten lagen hier so mlich aufeinander gehäuft, und die Verwundeten boten in ihrer großen Anzahl und mit den Schmerzen ihrer fürchterlichen Verletzungen rinaend, einen geradezu herzerschütternden Anblick. Der Priester trat an einen jungen Gardisten heran, der ihm zunächst lag, und dem eine Kanonentugel das rechte Bein, vom Oberschenkel ab, weggerissen hatte.

„Gott sei Dank, daß Sie da sind, Hochwürden“, flüsterte der Schwerverwundete in unkenntlicher rheinischem Dialekt; „ich habe Ihre Ankunft sehr lebhaft erwartet.“

Und mit großer Innigkeit empfing er in Eile die heiligen Sterbesakramente. Als der Feldgeistliche sich erhob und die barmherzige Schwester Miene machte, seinem verwundeten Beine einen Verband anulegen, bewegte er abwehrend seine Rechte zu ihr hin. Mit einem matten Lächeln auf den bereits absterbenden Lippen, flüsterte er:

„Danke, danke! Mit mir ist's aus, Schwester. Ich bedarf keines Verbandes mehr. Andere — haben — es nötiger.“

Noch einmal fladert sein Auge zu dem Priester und der Kranken Schwester dankbar auf, da n brach es.

„O Herr, gib ihm die ewige Ruhe!“ murmelten die beiden und eilten fort.

Dem Verschiedenen ganz nahe lag ein schöner, junger Franzose in seinem Blute; aus einer großen Brustwunde tropfte fortwährend der rote Lebenssaft. Wirr lagen ihm die nachtschwarzen Haarlocken auf Stirn und Schläfe, die außerordentlich feinebildeten Züge waren leichenfahl und bereits eingesenken.

„Comme mère, ma mère, je meurs“ (Liebe, liebe Mutter, ich sterbe!) hauchten gerade seine Lippen, als sich der Priester über ihn beugte und in canzösischer Sprache fragte, ob er dem Verwundeten mit etwas dienen könne.

Ein Strahl der Freude huschte leicht über des jungen Mannes Gesicht bei dieser Frage. Er machte eine Bewegung mit dem Kopfe, die dem Diener des Heren bedeutete, das Ohr ganz nahe an seinen Mund zu bringen, und als dies geschehen, beichtete er mit gebrochener und fast unhörbarer Stimme.

Nachdem er auch das hl. Altarsakrament und die letzte Delung empfangen, bat er noch:

„Schreiben Sie, Hochwürden, mit dieser Adresse — er deutete auf seine Rocktasche —, an meine Mutter einen Brief, wenn es Ihre Zeit erlaubt. Sagen Sie ihr, bitte, ich sei gottverföhnt und mit ihrem Namen auf den Lippen ge . . .“

„Gestorben“, wollte er sagen. Doch das Wort sprach er nicht mehr aus. Die Wunde hatte plötzlich zu bluten aufgehört, und dies machte dem Leben des jungen Mannes ein jähes Ende.

Der Geistliche scufzte tief auf und holte aus der Brusttasche des Verbliebenen die bezeichneten Papiere heraus, um sie zu sich zu fteden.

„Der letzte Wunsch des armen jungen Menschen soll püntlich Erfüllung erfahren“, sagte er dabei zu der barmherzigen Schwester. „Mein Schreiben wird seiner Mutter ein Trost- und Lichtblick im Leiden sein.“

Die Schwester hatte sich mittlerweile schon wieder mit einem anderen Verwundeten zu schaffen gemacht. Sie legte einem bejahrten deutschen Offizier einen Nothverband am Arme an. Dieser war ganz zerflossen und zersplittert und zu einem förmlichen Klumpen verunstaltet. Der Verwundete mußte fürchtbar leiden: der ganze Körper erzitterte ihm unter den unsäglichen Wundschmerzen, das Gesicht verzerrte sich ganz und gar — aber keine laute Klage kam von seinen Lippen, er litt mit spartanischer Ruhe. Der Priester sah mit der gewohnten Güte und Freundlichkeit auf den Leidenden nieder und bot ihm seinen Beistand an. Allein der Offizier schüttelte den Kopf und lehnte die angebotene Hilfe ab.

„Ich bin protestantischen Bekenntnisses“, meinte er lakonisch.

„Gut, schon gut!“ entgegnete der Abgewiesene. „Sie wünschen aber vielleicht einen von Ihren Geistlichen zu sprechen?“

Es lag so viel Milde und Menschenliebe in dem Menschen und in der Frage des Priesters, daß der Verwundete sich davon ergriffen fühlte. Er sah dankbar zu dem Fragenden auf und erwiderte:

„Ich wäre Ihnen dankbar, Herr Pfarrer, wenn Sie mir einen solchen hierherzuziehen könnten.“

„Soll sofort geschehen!“

„Schwester“, wandte sich der gefällige Gottesmann an seine Begleiterin, „rufen Sie mir doch bitte rasch einen protestantischen Geistlichen zu diesem Herrn. Sehen Sie, dort kommt gerade einer!“

Die Schwester tat wie ihr geheißener war, während der Feldgeistliche nach einem Grube an den verwundeten Offizier seine Weiterreise antrat.

(Schluß folgt.)

Heldentod der Nächstenliebe.

Ein edles Opfer heldenhafter Nächstenliebe wurde dieser Tage auf dem städtischen Friedhofe zu Trier zur letzten Ruhe gebettet, Schwester Mathilde aus der Kongregation der Schwestern vom hl. Karl Borromäus (Mutterhaus Trier), eine geborene Gräfin Wolff-Netternich zu Gr. St. Sie kam bei Beginn der Mobilmachung aus Hertogenbusch in Holla d. um sich mit 26 Bortomäerinnen dem Lazaretttrupp des 16. Armeekorps anzuschließen, den die rheinisch-westfälische Malteser-Genossenschaft aufgestellt hatte. In Nomagne sous Montfaucon, mitten in feanzösischer Pflege, ergriff die tödliche Krankheit sie, der ihr kräftige Natur am 4. November im Alter von 33 Jahren in Trier erlag. Ihr Wirken und ihr Sterben ist eines jener Beispiele opferfreudiger Hingabe, wie sie unsere Verwundeten so zahlreich an unseren Ordensschwwestern gesehen haben und täglich sehen. Wirklicher Sonnenschein waltete die von Gottes- und Nächstenliebe erfüllte Schwester Mathilde in den ärztlichen Räumen, in denen das Lazarett untergebracht war. Keine Arbeit war ihr zu gering, das Strohlagert nicht zu hart, die Kost nicht zu rauh. Stets dachte sie an sich selbst erst zuletzt, den geringsten Winkel und die Ueberbleibsel des Mahles wählte sie sich aus, die härteste Arbeit (östers von 7—2 und 3—10 Uhr am Operationstisch) war ihr eine Freude. Es lag etwas wahrhaft Erhabenes in dieser Selbstvergessenheit, die für andere alles gab. Mitte Oktober erfuhr sie den Heldentod ihres Lieblingsbruders. Der tiefe Schmerz brachte die in ihr sich schon vorbereitende Krankheit zum schlimmsten Ausbruch. An heftigem Fieber erkrankt, wurde sie nach Trier in das Hospital gebracht, wo sie am 4. November, am Feste des großen Heiligen der Nächstenliebe, Karl Borromäus, des Patrons und Vorbildes ihres Ordens, starb. Das Sterbekreuz, das sie so manchem Soldaten in die Hand gedrückt hatte, das nach ihrer eigenen Aussage mancher vorher Bewußtlose ergriffen und innig geküßt hatte, in ihrer Hand tragend, ruht sie in Trier auf dem städtischen Friedhofe. Ein Heldengrab, das nicht der Haß des Krieges, sondern die sich opfernde Liebe geöffnet hat! Am Grabe wurde in einfachen Worten hervor gehoben, wie bei ihr die Vaterlands- und reinste Gottesliebe sich im Dienste der Nächstenliebe vereinigten. Auch solche Heldengräber bleiben unvergessen.

Die Kommunion im Schützengraben.

Ein Jesuitenpater schreibt vom Kampffelde in den Arzonnen: „ Gottlob bin ich vom Armeebischof unter Hunderten angenommen worden, um unseren Truppen in der Front zu helfen. Es war erregend schön, als ich zum ersten Male als Feldgeistlicher auftrat. Nach einer Messe auf freien Felde, in der hunderte von Soldaten Eukaristie kommunizierten, hielt ich vor 3—400 Mann und dem Stabe eine Predigt, der Altar stand zwischen zwei blumengeschmückten Geschützen, die Regimentsmusik begleitete das De Deum. Nun habe ich die Seelsorge im Walde vor dem Feinde in Angriff genommen. Ich reite in die Feuerstellung, liege in die Erdhöhlen, wo man vor Granatplätzen ziemlich sicher ist. Dann kriechen die katholischen Mannschaften einzeln zu mir herein, beichten, empfangen den lieben Heiland und gehen wieder in ihre Schützengräben. Bis jetzt hat mich mein Schutzengel noch immer behütet. Nun bin ich zu einer Division verlegt, wo überhaupt kein Geistlicher bis jetzt war; wie freuen sich die Leute. Es sind circa 20000 Mann, eine starke Partei.“

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

An die katholischen Frauen und Jungfrauen.

wendet sich folgender Aufruf, der in Baderborn an allen Kirchentüren angeschlagen ist:

Ernst und schwer ist die gegenwärtige Zeit. Eure Gatten, Söhne und Brüder haben das unscheinbare, rauhe Kriegsgewand angelegt, bereit, Blut und Leben für euch hinzugeben. Manche sind schon den Heldentod für das Vaterland und deshalb auch für euch gestorben oder bluten aus schweren Wunden. Wollt ihr da noch einhergehen in einer Kleidung, die allen Ernst vermissen läßt? Wollt ihr so gefühllos erscheinen? Ihr wollt es sicher nicht! Nun, dann legt ab allen auffälligen Putz und jede Art von Kleidung, die als leichtfertig oder gar anstößig bezeichnet werden muß. Fort mit den undänslichen Modetorheiten; fort mit den enganschließenden Kleidern, fort mit den durchbrochenen Stoffen, den durchscheinenden und ausgeschnittenen Blusen!

Kommet vor allem in bescheidener und wohlstandiger Kleidung ins Gotteshaus. . . . „Eure Sittsamkeit werde allen Menschen kund; der Herr ist nahe!“ (Phil. 4, 5.)

Es ist nun erfreulich, daß die meisten Modegeschäfte der Zeitlage entsprechend, eine einfachere, solide Winterkleidung ausstellen. Geschäfte und Schneidermeisterinnen wie Putzmacherinnen haben die Aufgabe, den Frauen eine zweckdienliche, schlichte Gewandung vorzuführen und zu empfehlen. Hierin aber gründlich Wandel zu schaffen, das obliegt in erster Linie der Frau selbst, ihrem geläuterten Geschmack und Begehren. Keine Frau darf mehr nach der Mode jener Länder schauen, in denen unsere braven Söhne, Gatten, und Brüder streiten, leiden, bluten und auch sterben müssen. Weg mit allem, was darauf berechnet ist, die Blicke auf sich zu ziehen, was irgendwie gegen die Frauenwürde verstößt! Weg auch mit der aufdringlich hoffärtigen und anstößigen Kinderkleidung!

Deutsche Art und Einfachheit soll sich bei der denkenden Frauenwelt auch in der ganzen Lebensführung kundgeben. Wir müssen uns wert zeigen unserer Helden, die harte Entbehrungen bei oft gleichzeitigen Strapazen heiteren Mutes ertragen. Darum Einfachheit in Speise und Trank! Weg mit aller Ueppigkeit und Federhaftigkeit, welche so wie so überhand nahm! Eine gesunde, wohlbelömmliche Nahrung ist leicht herzustellen. Unseren Kindern bieten wir jetzt Gelegenheit zur Aneignung der Willenskraft zur Entfaltung auch in erlaubten Dingen.

Einfachheit in der Wohnung und deren Einrichtung! Hat sich nicht selbst ins Heim der kleinen Leute viel Unnötiges und leicht Entbehrliches eingeschlichen? Will man nicht den Bessergestellten vieles nachmachen, das dann die kleine Häuslichkeit ungemütlich beschwert, unnütze Arbeit und Zeitvergeudung erfordert? Ein einfaches, bequemes Wohnzimmer, in dem die ganze Familie sich ausruhen und aufhalten kann ohne Furcht, den Decken und Decken, den Vorhängen und Nippes etwas zuleide zu tun! Plaz, Licht, Luft, musterhafte Ordnung und wohlthuende Sauberkeit! Das sei die Devise einer guten und tüchtigen Hausfrau jeden Standes!

Mit der wiederkehrenden Einfachheit und Genügsamkeit kommt auch ein innigeres, besseres Familienleben zurück, eine stetige rechte Ausübung der Religion, eine höhere Wertschätzung der Frauen in ihrer Tugend und Würde. Dann können wir später vom Segen dieses Kriegs sprechen, und deutsche Frauen, deutsche Mädchen werden ihren guten Ruf in der Welt vermehren; ja sie werden und sollen tonangebend, vorbildlich sein in ihrer schlichten, alles bezwingenden Art für die Frauen aller Länder!

Ernte Worte

richtet die: „Wiener Reichspost“, die führende katholische Zeitung Oesterreichs, an jene Frauen, die sich auch jetzt noch nicht von der französischen Mode freimachen können. Es heißt da:

Was Pariser Schneider in gewinnlicherer Spekulation extrahierten, was die französische Halbwelt bei Tangoänzten erprobte, das fand auch da und dort bei uns willkommene Aufnahme, und bis zur Stunde ist es nicht aus dem Straßensbild verschwunden. Haben derlei Modestilavinnen eine Ahnung vom Willen, von den Zeichen der Zeit? Da stehen nun so manche Zer-

wundete durch die Straßen, mühsam, verkrüppelt, mit schleppendem Gang, auf Stöcke gestützt. Sie haben auf den Schlachtfeldern dem Feinde die Brust geboten, sie haben gehungert, in zeretzten Kleidern gefroren, sie konnten wochenlang die Wäsche nicht wechseln. Müßen sie nicht von Unwillen und Erbitterung erfüllt werden angesichts von „Schwestern“, die auch in den Tagen herbster Entbehrungen noch an jene Torheiten üppiger und unvernünftiger Mode sich klammern, die von den Feinden der Heimat erfunden wurden? Im Juni 1815, nach der Schlacht bei Waterloo, schien es, als vermöchten die Franzosen durch listige Verhandlungen die Deutschen um die Früchte des teuer erkauften Sieges zu bringen. Da schrieb Görres voll Zorn im „Rheinischen Merkur“: „Es wird dem nicht also werden; entrüstet sieht Deutschland dem Bräunnen zu; Millionen Augen sind darauf gerichtet, Millionen Herzen in Zorn entbrannt. Alle wollen wissen, wofür sie gestritten und gelitten, wofür sie geblutet haben. Nicht der eine (Napoleon) kann es sein, den wir ihnen vielmehr zur Rute gönnen möchten; nein, das Franzosenwesen, das in die Welt gekommen, im innersten Grunde muß es sein, das ausgerottet wird. Diesen Geist müßt ihr verderben und, wenn ihr ihn nicht auszurotten imstande seid, ihn wenigstens also binden und bannen und an feste Ketten legen, daß er in tausend Jahren nicht wieder sich loszureißen imstande sein wird.“ — Noch sind so manche „Franzosen“ unter uns, die unsere Gegnerschaft nicht weniger verdienen als jene, die als Feinde an der Aisne und vor den Vogesen stehen.

Eine deutsche Mutter.

An ihren Sohn, der verwundet im Feldlazarett liegt, schrieb eine Mutter: „Mein lieber Junge! Es sieht schlecht aus, aber habe Mut und vertraue auf Gott. Ich bringe dem Vaterlande alles, was ich besitze, meine drei Kinder, die ich mit Mühe ohne Euern Vater, der uns allen so früh aenommen wurde, erzogen habe; was das für mich jetzt heißt, in dieser Zeit! Aber ich baue auf ihn, sollte er es anders mit Euch beschloßen haben, dann werde ich mich trösten müssen mit so vielen andern. Also habe Mut, set tapfer für Deinen Kaiser und Dein Vaterland, so lange es geht. Sei viele, viele Male gearußt von Deiner Mutter.“ — Solange es noch solche Mütter bei uns gibt, braucht uns nicht bange zu werden!

Unsere Kinder.

Was ist das? Fünfzig Kinder mit ihrer Lehrerin. Draußen an der Mühle haben sie sich getroffen. Nun wandern sie durch die Fluren, an den letzten verflatternden Rosen vorbei, durch Ginsterkraut und durch das bunte Laub des Herbstes.

Prozession nach der benachbarten Wallfahrtskapelle. Rinderkreuzzug für unser Heer.

Sie beten, die kleinen Rosenkränze in der Hand, eine Reihe vor, eine Reihe nach. Den freudenreichen, den schmerzreichen, den glorreichen Rosenkranz. Dann singen sie ein frommes Lied.

Nun stehen sie in der Kirche. Die alten Leute vorne in den Bänken, die Mütterchen und Jungfrauen schauen um. Jugend, Jugend, mit hellen Stimmen und frohen Gebeten. Die haben einen im Heer. Der lockigen Knaben ältester Bruder. Des bleichen Mädchens rüstiger Vater. Vater ist im Krieg und hat gestern noch geschrieben. Aber Mutter sagt: Kinder betet für den Vater. Die Russen sind schlimme Leute und es sterben so viele.

Sterben so viele. Andere werden verwundet. Andere sind gefangen. Die Franzosen halten sie fest unten in den Felsen am blauen Meer.

Kinder, kniet nieder. Wir beten ein Vaterunser für die Gefangenen, Vater unser. Ein Vaterunser für die Verwundeten. Der du bist im Himmel. Ein Vaterunser für die Sterbenden. Dein Wille geschehe. Ein Vaterunser für die Toten. Wie im Himmel also auch auf Erden. Ein Vaterunser für die dahim. Unser tägliches Brot gib uns heute.

Friede betet und Anneliese und Peter und Marie, die kleine Marie mit den zwei Köpfen. Und sein Auge geht seitwärts, und die kleinen Hände fassen ihren Rosenkranz fest in die Finger.

Sonst waren die Finger und die Hände so wild. Sei, wie die jetzt in der Schule stille halten. Es ist (sagt die Lehrerin) für die, denen im Krieg die Hände zerhauen wurden, ach, die Armen! Und die Füße

halten still, die Rimmermüden. Es ist (sagt die Lehrerin) für die, die ihre Füße verloren. Eine Granate sprang in den Schützengraben und zer-schmetterte sie.

Nach sonst hat der Krieg die Kleinen gepackt. Für die Soldaten wird gestrickt und jeder rote Pfennig gespart für die weiche Wolle. Die Lehrerin sagt: Wer mir eine Mark bringt oder zehn Pfennig, der ist mir so lieb, als wer die Pfennige sammelt, einen Pfennig und wieder einen. Es sind schon Kinder da, die haben die ganze Büchse voll Pfennige. Für die Strümpfe und für die Pulswärmer der Soldaten im Feld. Sonst waren das Pfennige für die Zuckers-teine und Schokolade. Heute wird das nicht mehr gegessen. Die Soldaten liegen weit hinten in Frank-reich und hungern oft und dursten. Wer wird da so Näscherlein essen?

In der Klasse hängt ein Bild. Der Kaiser ist's. Wie das Bild in diesen Tagen lebendig wird in manchen Stunden. Der Kaiser wächst aus dem Bild heraus. Der hat es so gut gemeint. Der wollte den Frieden. Aber wie haben sie ihn belogen und be-tragen. Der schützt das Vaterland. Da steht die Klasse auf und deklamiert:

Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand,
Dir Land voll Lieb und Leben, mein deutsches
Vaterland.

Ach Gott, tu' erheben mein jung' Herzensblut
Zu frischem freud'gen Leben, zu freiem, frommem
Mut.

Die Lehrerin selbst hat zwei Brüder im Feld. Sie ist am letzten Juli zu dem einen hinausgefahren, die ganze Nacht durch, um ihn noch einmal zu sehen. Das war ihr liebster Bruder. Sie hat ihn gesehen. Er ist auch noch am Leben. Für ihn strickt sie. Ihm schickt sie beinahe alle Tage eine Karte oder ein Palet mit der Feldpost.

Nun sieht sie in der Kirche und betet mit den Kindern. Trum betet sie auch so innig, weil sie zwei Brüder mit im Feld hat. So etwas geht einem nahe, geht einem ans Herz. „Zu dir, o heiliger Joseph, flehen wir in unserer Not“. Die Lehrerin beginnt, die Schule fällt ein. Meerstern, sei gegrüßet, o Maria hilf! „Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir.“ Und dann, ja dann das erschütternde, das erobernde, das weltüberwindende herzige Gebet: „Gedenke, o gütigste Jungfrau Maria, daß es noch nie ist erhört worden. Zu dir kommen wir, zu dir eilen wir, vor dir stehen wir.“

Nun ist's genug. Weihwasser und Kreuz und hur-tig gehen im Marschschritt durch die Spätnachmittags-sonne des schönen Herbsttages die fünfzig Kinder mit ihrer Lehrerin. Die Männer am Wege nahmen den Hut in die Hand vor dem Kindergebet und dem Kin-dergesang.

Der Stadt zu, wo die Geschwister und die Mütter warten, durch Wiesen und Felder, über Stoppeln und Stein Minat es (hört ihr's?): „Lieb Vaterland machst ruhig sein.“ „Deutschland, Deutschland über alles.“

Durch die Träume dieser Nacht geht das Vaterland mit seinen Sorgen und seinem Glück. Männer im Kriege und Kinder im Frieden, Kreuzzugsritter sind sie beide. Aus diesen Träumen wächst eine wunderbare, heilige Zukunft.

Der letzte Brief.

Am Himmel Abendsonnenglut,
Und Epiphans Höhe triefst von Blut,
Der Himmel rot, der Berg so rot,
Und tausend Helde- starr und tot.

Nur der dort an der Mauer lehnt,
Der stirbt nicht, weil sein Herz sich sehnt,
Sein junges Herz, das steht nicht still,
Weil es ein Wort noch sagen will.

„Gottlob, du treuer Kamerad,
Dich führte Gott den rechten Pfad.“
„Kann ich dir helfen, Bruder, sprich,
Wie lab' ich, sprich, wie rett' ich dich?“

Er kniet zu ihm, das Haupt geneigt,
Und auf die trock'ne Lippe zeigt
Der Todeswunde, und ihn legt
Der Tropfen, der die Lippe neigt.

Du tapf'res Herz, das alle Kraft
Für's letzte Wort zusammenrafft,
„O schreibe!“ — „Sieh, ich bin bereit“,
Und er distriert sein letztes Leid.

Aus wunder Brust haucht's tief und hoch,
„Du liebe Mutter, lebe wohl!“
Das war sein Brief und letzter Will';
Das junge Herz, nun stand es still!



Bonifatiusbote

Katholisches Sonntagsblatt
m. den Beilagen

**Volksfreund, Blätter für volkstümliche Sozialpolitik
und Ratgeber für Landwirtschaft etc.**

Herausgegeben von einem Priester der Diözese Fulda. — Druck und Verlag der Fuldaer Actendruckerei in Fulda.

Nr. 48. Sonntag den 29. November 1914. 31. Jahrg.

Der Bonifatiusbote kostet vierteljährlich 50 Pfg. Bei der Post 60 Pfg. ohne Bestellgeld. Inserate die einseitige Colonetzelle oder deren Raum 20 Pfg. Bei Wiederholung entsprechend Rabatt. Für Offset- und Anzeigen 20 Pfg. extra. In Konkursfällen wird der bewilligte Rabatt hinsichtlich Erfüllungsort (das Einlegen von Forderungen ist 50 a Anzeig.-Annahme bis Mittwoch 10 Uhr vorm. Größere Anzeigen erbitten wir uns tags vorher.

Inhalt: Wochentalender. — In gleichem Schritt. — Aus dem Reinerde der Woche. — Zwei Lese des Weltkrieges. — Zurück zu Gott. — Der Krieg und die Weiblichen. — Nach der Schlacht. — Vier Worte. — Heldenhafte Nächstenliebe. — Der Krieg als Erzieher. — Mahnung. — Neue Frauenausgaben auf dem Gebiete der Mode. — Haltet sie in Ehren. — Ein altchristlicher Trondbrief. — A. genbild-Bilder. — Am Grabe unserer Väter. — Spitzer.

Wochentalender.

Sonntag, 29. Nov., 1. im Advent. Saturnus, Martyrer.
Montag, 30. Nov., Ananias, Apostel.
Dienstag, 1. Dez., Vom Tage; Silvanus.
Mittwoch, 2. Dez., Sibilla, Jungfrau u. Martyrerin.
Donnerstag, 3. Dez., Franziskus Xaverius, Bekenner.
Freitag, 4. Dez., Barbara, Jungfrau u. Martyrerin.
Samstag, 5. Dez., — — — — —, Bekenner. Sabbat, Abt.

In gleichem Schritt.

Siehst du die Adventglocken? Sie verkünden die frohe Botschaft von Jesus, der den Schrei der Väter erhört, die Verheißungen der Propheten erfüllt, dem Fluch ein Ende gemacht, dem Menschengeschlechte Erlösung verschafft, der als Kind in die Welt eintrat, der als Lehrer und Wunderkinder die Straßen Jerusalems durchzog, als Opferlamm am Kreuze starb, zur Rechten des Vaters die Geschichte der Völker lenkt, mit mächtiger Hand die Steuer der Kirche führt, den gläubigen Seelen Licht und Gnade spendet, als gewaltiger Richter auf den Wolken des Himmels kommen wird, um das Urteil zu sprechen über Gute und Böse.

Lauter aut-ritam dem Glockenspiel des ersten Adventsonntages und höre, ob nicht ein lieber, freundlicher Ton hineinlingt in den vollen Akkord. Der Heiland lehrt das diesen Ton angeschlagen, um lieblich tönt sein Echo durch alle Teile der Messe und des kirchlichen Sündengebetes: ich meine das Vertrauen, das frohgemute kindliche, seltenste Vertrauen auf den lieben Gott und seine Fügungen.

Ja aber das Evangelium nicht dazu angetan, unser Herz mit Schrecken zu erfüllen und unsere Glieder mit Furcht zu vermalmen? Ist es doch ein schauderlasterndes Gemälde, das der Heiland entwirft vom Belende und seinen Vorzeichen: es werden Zeichen geschehen an der Sonne, dem Mond und den Sternen: auf Erden große Angst unter den Völkern wegen des ungestümen Waisens des Meeres und der Fluten; ja die Menschen werden verarmen vor Erwartung der Dinge, die über den ganzen Erdrkreis kommen werden; denn die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden. Und auf den Wolken des Himmels wird man den Menschensohn erblicken mit großer Macht und Herrlichkeit.

Allerdings ist dieses Gemälde schrecklich und furchtbar. Wie aber nach einem Gewitter plötzlich der schwarze Wolkentleier zerbricht und vom blauen Himmel die liebe Sonne und zulächelt, so schließt der Heiland sein düstres Zukunftsbild mit einem Worte der Ermunterung und des Trostes: „Erhebet eure Häupter, denn es naht eure Erlösung.“ Lasset den Mut nicht sinken, will Jesus sagen, wenn jene Dinge schrecklich sind; sie sind nur der Anfang zu eurer Erlösung. Der Schrecken des Gerichtes ist nur für die Sünder die Verstockten, die Unbuhfertigen und die Gottlosen; für euch aber, die ihr an mich glaubet, die ihr mich liebet, die ihr nach meinen Vorschriften lebet, die ihr mein Joch traget, für euch schlägt dann die Stunde der Erlösung, die Stunde der Vergeltung, die Stunde des Feierabends, die Stunde der ewigen Ruhe und Seligkeit.

Ja, erhebet eure Häupter; laßt euch nicht niederdrücken von Sorge und Kleinmut, schaut zuversichtlich zu den Sternen der Vorlesung, übergebet euch willig dem Jügel der göttlichen Weltregierung. Jede Not, jede Trübsal, jede Heimsuchung, wird erleichtert, wird verläßt durch das blinde, unbedingte Vertrauen auf Gott. Ganz nach dem Sinn des Heilandes ist es, wenn die Kirche beim Introitus der heutigen Messe die Worte des Psalms in den Mund nimmt: zu dir erhebe ich meine Seele; mein Gott auf dich vertraue ich; ich werde nicht erröten, und nicht sollen über mich lachen meine Feinde; denn alle, die auf dich vertrauen, werden nicht zu Schanden werden.

Glaube nicht, daß dieses Gebet bloß eine Gefühlsaufwallung Davids gewesen ist, ein blohes Gerede ohne Inhalt und Wahrheit. Im Gegenteil: die Worte bilden das Keisat seines Lebens, den Niederlag seiner Erfahrung. Wer hat dem Solist das Haupt abgeschlagen? David durch das Vertrauen auf Gott. Ganz Israel war durch den Großsprecher beschimpft und gedemütigt. Weder der breitschultrige Saul noch einer seiner Getreuen wagte es, mit den Riesen anzubinden. David aber, obwohl jung an Jahren und in der Kriegskunst ungeübt, ging beherzt in den Zweikampf. Und mit welcher Waffe zog er in den ungleichen Streit? Vernehmet es aus seinen eigenen Worten: „Du kommst zu mir mit Schwert und Spieß.“ Und er dem Philister zu, „ich aber komme zu dir im Namen des Herrn der Heercharren, dem du Hohn gesprochen hast; und der Herr wird dich in meine Hand geben und ich werde dich das Haupt

ab schlagen und deinen Reichtum den Vögeln des Himmels geben und den Tieren der Erde, auf daß alles Land wisse, daß ein Gott ist in Israel, und daß diese ganze Gemeinde erahre, daß der Herr nicht rettet durch Schwert oder Spieß.“ Du kennst den Ausgang der Geschichte. David holte aus und schlugerte einen glatten Kieselstein gegen den Philister und traf ihn mitten auf die Stirn, daß er niederstürzte wie ein geborstener Turm. Gott war es, der seinem Knecht David die List eingab, der ihm Mut einflößte gegen das Ungeheuer, der den Stein lenkte und ihm ein würdiges Ziel gab in der Stirnhöhle des Spitters, der den Übermut der Feinde zu Schanden machte und das Vertrauen Davids herrlich belohnte.

Ja groß ist die Macht des Vertrauens. ruft der hl. Johannes Chrysostomus aus: es ist eine sichere Festung, ein unentnehmbares Bollwerk, ein unbeflegliches Bündnis, ein unüberwindlicher Turm, ein ruhiger Hafen, eine unbezwinkbare Macht, die Nahrung zieht sogar aus den Schwierigkeiten.

Noch einen Punkt bitte ich in dieser Wahrheit zu beherzigen. Wie auf dem Marsch jeder Soldat gleichen Schritt hält mit dem Nachbar, so hält auch Gott mit seiner Hilfe gleichen Schritt mit unierem Vertrauen. Wieder ist es David, der es erahren und ausgesprochen hat. Bernimm mein Gebet aus den 32. Psalm: Laß, o Herr, deine Barmherzigkeit über uns walten nach dem Maß, wie wir auf dich vertrauen. — Das Maß des Vertrauens ist also das Maß der Gnade, das Maß der Hilfe, das Maß der Barmherzigkeit, das Maß der Seligkeit. Wer ein großes Gebet zum Brunne mit bringt, wird viel Wasser schöpfen, und wer ein kleines mitbringt, wird wenig schöpfen: viel Vertrauen, viel Gnade, wenig Vertrauen, wenig Gnade, kein Vertrauen, keine Gnade! „Was immer ihr im Gebete bittet,“ versichert der Heiland, „glaube nur, daß ihr es erlanget, und es wird euch werden! — Wer aber bei seinem Gebete Zweifel hegt, der soll nach der Meinung des Apostels Jakobus ja nicht meinen, etwas vom Herrn zu erhalten! —

Mehr als je ist gerade jetzt ein großes Maß von Vertrauen nötig. Der General so gut wie der geweine Mann, der Kaiser so gut wie der Bauer fühlen und merken es, daß nur in der Hilfe Gottes Heil zu finden ist für unser Vaterland im Kampf gegen die Würger und Blutjäger, Wohl dürfen wir die gute Führung,

Die Tapferkeit der Mannschaften, die reichliche Ausrüstung mit Rüstern, Proiant, Gewehren, Kanonen, Mörsern, Munition, den Todesmut und die Pflichttreue der Krieger, die Teilnahme und Opferwilligkeit des ganzen Volkes in die Wagtschale legen — aber den Ausschlag gibt das Eingreifen Gottes. Jenes Volk wird den Sieg an seine Fahne heften, daß am meisten Gottvertrauen besitzt, besonders wenn es noch gepart ist mit Gerechtigkeit und Menschlichkeit.

Der Burgpfarrer.

Aus dem Kalender der Woche.

Bild auf!

Das neue Kirchenjahr, das an diesem Sonntag, dem ersten im Advent, seinen Anfang nimmt, wird uns wieder recht oft, so wir gesund bleiben, in unser Gotteshaus führen und uns, wenn wir guten Willen mitbringen, Gottes Gnaden reichlich vermitteln. Und wenn wir aus welchem Grunde immer in einer fremden Gemeinde auf Stunden oder Tage uns aufhalten müssen, wollen wir auch dort die Kirche austreten, ganz besonders natürlich an Sonn- und Feiertagen, um unterer Christenpflicht nachzukommen; wir werden dann um so eher inne werden, wie einig unsere weitumfassende Kirche ist; denn im himmelanstrebenden Dome der Hauptstadt, in dem wir verweilen, werden wir dasselbe Opfer, dieselbe Lehre, dieselben Sakramente finden, wie in unserem kleinen, bescheidenen Dorfkirchen.

Und wer geküßten Auges eine fremde Kirche beruht, dem erzählt sie so manches beim Verhauen, ohne daß ein launiger Führer mit Erläuterungen zur Hand sein müßte.

Du läßt schon die Bauart der Kirche, der Stil der Mäure, die Art der Deckenwölbung mit ziemlicher Sicherheit auf die Erbauung, ja selbst auf die Person des Baumeisters und der mitwirkenden Künstler schließen. Die Wappen an der Fassade geben einen gedrängten geschichtlichen Ueberblick, welche adeliche Geschlechter im Laufe der Jahrhunderte das Gut, auf dem die Kirche steht, im Besitz gehabt.

Siehe die heiligen Ignatius und Franziskus Xavierius auf dem Hochaltar, so ist die Kirche wohl fast immer von den Jesuiten einst erbaut worden, wenn auch gegenwärtig keine Niederlassung der Ordens mehr im Orte besteht.

So kann man auch überzeugt sein, daß in einer Gemeinde, deren Gotteshaus gleichzeitig die Bilder oder Statuen von St. Protob und St. Barbara aufweist, der Bergbau betrieben wurde oder noch betrieben wird. Denn die beiden Heiligen sind die Patronen der Bergleute.

Heute sei an dieser Stelle nur der hl. Barbara gedacht, deren Fest am 4. Dezember gefeiert wird. Die Heilige gilt als Patronin der Sterbenden, wie das Gebetlein beweist, das in vielen christlichen Familien einen Teil des gemeinsam verrichteten Abendgottes bildet:

Heilige Barbara, du edle Braut,
 Dem Tod und Leben sei dir vertraut
 Sowohl im Leben als im Tod
 Komm mir zu Hil' in der letzten Not!
 Hil', daß ich vor meinem End'
 Empfang' das heiligste Sakrament!
 Kom' lieben Gott mir das erwerb',
 Das ich in schwerer Gnade sterb'! Amen."

Die Patronin der Sterbenden also haben die Bergleute in ihrer himmlischen Schutzrou erwählt und nicht mit Unrecht. Denn mehr als andere Sterbliche sind die in den dunklen Tiefen der Erde schüttenen Bergknappen in der Ausübung ihres Berufes ständig dem Tode nahe. Keine von denen, die da zu ihrer "Schicht", wie die Arbeitszeit genannt wird, einziehen, kann mit Bestimmtheit sagen, er werde das leuchtende Tagesgestirn, dessen sonnige Strahlen ihn toeben noch beschienen, wiedersehen. Wenn Verdorben über Verdorben lauert in den finsternen Gängen der Erde, stürzendes Gestein, schlagende Wellen, einbrechende Wasserfluten können in einem Augenblicke Hunderten von Bergleuten den Tod bringen.

Wo Bergbau betrieben wird, da erzählen die Leichensteine des Friedhofs von ungezählten derartigen Unglücksfällen. So las der Kalender-schreiber auf einem schlichten, von einer ihres Ernährers beraubten Witwe errichteten Grabdenkmal folgende rührende Verse:

Ach, ohne Abschied mußten wir uns trennen,
 Du gingst gesund und froh zur letzten Schicht,
 Rein Lebwohl sprachst du mir gännen,
 Du sprachst nicht mehr der gold'nen Sonne Licht.
 Mein Glück, mein Leben warst nur du!
 Mein Wunsch:
 Laß uns vereint sein zur letzten Ruh'!"

Deshalb beten auch die Knappen gemeinschaftlich, bevor sie einziehen; sie wollen nicht ohne Vorbereitung an ihr schweres Werk gehen, das leicht ihr Leibes werden kann. Und der Ernst ihres Berufes zeigt sich selbst in der Uniform: Schwarz, ohne den geringsten bunten Anstrich, ist diese durchweg; nur die goldenen Knöpfe, die gekrümmten Schlegel und Treppen bedecken sich leuchtend ab, ein Zug uniformierter Bergleute macht daher einen feierlichen, aber etwas schwermütigen Eindruck.

Am St. Barbara-Feste oder am Sonntage darauf ziehen die Bergknappen mit ihrer Fahne ins Gotteshaus, um ihre Schutzpatronin zu verehren; sie soll durch ihre Fürbitte Gefahren von ihren Schutzbesohlenen abwenden oder ihnen wenigstens, wenn der Beruf das Opfer fordern sollte, eine glückliche Sterbestunde erslehen. „Glück auf!“ rufen sie bei der Einjahrt einander zu: St. Barbara nun soll durch ihre Macht auch ihre letzte Fahrt — das Sterben, mag dieses nun auf oder unter der Erde geschehen — zu einer glücklichen gestalten! „Glück auf!“

Zwei Tote des Weltkrieges.

Der erste ist der Materialismus, allerdings nicht in dem Sinne, als ob jetzt und später die unheilvollen materialistischen Strömungen aus der Menschheit für immer verbannt wären. Nur völlige Unkenntnis der Menschennatur, die immer wieder mit blinder Gier nach Gold und materiellem Beſitze jagt, könnte so etwas erwarten oder behaupten. Aber der Materialismus hat sich jetzt deutlich vor allen Augen als eine Macht des Todes und des Niedergangs ausgewiesen, als eine Macht, die den Köllern in diesen dunklen Stunden nichts sagen und nichts raten kann, die sie deshalb gleichsam mit elementarer Gewalt in ihrer höchsten Not von sich gestoßen haben. Und ein Idealismus ist aufgestanden bei allen Nationen, wie man ihn schon unmöglich gehalten hatte, ein Idealismus, der wie eine lebendige warme Blutwelle den Organismus der Menschheit durchflutet, der wie das Morgenrot einer besseren, schöneren Zukunft erscheint.

Und mit dem Materialismus ist auch sein värtlicher Bruder, der Indifferentismus, d. h. die Gleichgültigkeit gegen alles Höhere, Geistliche und Religiöse tödlich verwundet worden. Jene stoßende Wurftigkeit, die sich in immer weiteren Kreisen breit gemacht hat, die namentlich die Jugend in ihren Bann zu schlagen drohte. Jene Hastigkeit, die von den großen und heiligen Ballungen der Menschenseele keine Ahnung hatte, sie es nur noch zu einem überlegenen Achselzucken, zu einem spöttischen Naserämpfen brachte und in Sport und ausschweifenden Züfeln ihre ganze Beiseheit erschöpfte.

Wie ein gewaltiger Gewittersturm ist das archidbare Weltereignis des Krieges in diese absterbende Gesellschaft hineingebrochen. Und siehe, die alten Jöpsie sind wie mit einem Zauberhchlage verwunden. Eine neue, operenislammere, süße Jöchste beaufserte, das armeilige Leben hahn bingewerfende Generation ist auf den Plan getreten, um zu naben und draben. Es ist wieder eine Freude, im Mensch zu sein, der wieder ideal gewordenen Menschheit anzugehören.

Zurück zu Gott.

Der geferkerte französische Schriftsteller und Dichter Savredan, dessen Feder bisher für jeden Gottesglauben, für jede religiöse Gesinnung, gleich-

viel weiser Konfession, nur beſtenden Sport und ägenden Lohn hatte, mahnt jetzt in einem öffentlichen Bekenntnisse sein Volk zu diesem Glauben, als dem einzig rettenden, festen Grunde, zurückzukehren. Auch die Radikalen und selbst radikalsten Blätter Frankreichs drucken dieses Bekenntnis achtungsvoll ab. Es ist ein Zeitdokument und lautet:

„Ich lachte des Glaubens und hielt mich für — weise. Da ward ich dieses Lachens nicht mehr froh, denn ich sah Frankreich bluten und weinen. Ich stand an dem Weg und sah die Soldaten. Sie gingen so fröhlich hinaus in den Tod. Ich fragte: „Was stimmt Euch so rubig?“ Und sie begannen zu beten: „Ich glaube an Gott.“

Ich zählte die Opfer unseres Volkes und sah, wie die Leute sie betend auf sich nahmen. Da ward mir, es sei doch etwas Trostvolles, ein ewiges Vaterland zu kennen, das in Liebe leuchtet, wenn das irdische in Däß erglüht. Aber diese Kenntnis ist Wissenschaft, Wissenschaft der Kinder. Und ich bin kein Kind mehr. Das ist meine Armut und sie macht mich frieren. Verzweifeln muß eine Nation, die Frankreichs Schmerz fühlt, verzweifeln, wenn sie nicht glaubt, daß der Schmerz der Erde Sonne des Himmels wird. Hoffen, wo alles sinkt, wer kann's ohne Glaube? Ist die tägliche Arbeit nicht Qual, alles Gute nicht Unſinn, wenn man nicht glaubt?

Ich stehe an Frankreichs blutigen Strömen, ich sehe die heiligen Wasser der Tränen. Ich verzweifelte. Aber das alte Weib aus der Bretagne, deren Sohn verblutet sind, deren Augen sich blind weinten, es betet sein „Ave Maria“ vor der schwerdurchstochenen Madonna und lächelt ergeben. Wie schäme ich mich vor diesem Weibe!

Wie fürchtbar und brennend sind die Wunden eines Volkes, in die nicht ein Tropfen vom Blute jenes Wunderbaren fließt als heilender Balsam, jenes Wunderbaren, ach, ich darf ihn nicht nennen, er war so gut und ich so böse. Was würde aus Frankreich, wenn seine Kinder nicht glaubten, seine Frauen nicht beteten! Die Artillerie des Gottvertrauens wird siegen in diesem Kriege. Frankreichs Vergangenheit ist groß. Ein Frankreich war es, das glaubte. Frankreichs Gegenwart ist Trausal. Ein Frankreich fühlt es, das nicht mehr glauben konnte. Wird seine Zukunft besser werden? An Gottes Hand, nur an Gottes Hand!

O, ein Feld von Toten deckt das Feld. Wie schwer ist's aus diesem Nationalfriedhof, noch Arbeit zu sein. Ich kann es nicht, ich kann es nicht! Ich habe mich betrogen und Euch, die Ihr meine Bücher laset und meine Lieder sanget. Es war ein Irrewahn, ein Traumel, ein wüster Traum. Ich sehe den Tod und rufe dem Leben. Die Hände mit den Waffen schaffen den Tod. Die gefalteten Hände wirken das Leben.

Frankreich, Frankreich, lehre wieder zum Glauben deiner schönsten Tage! Gott verlassen heißt verloren sein. Ich weiß nicht, ob ich morgen noch lebe.

Aber ich muß es meinen Freunden sagen: Savredan wagt nicht, als Atheist zu sterben. Nicht die Hölle macht mir bang, aber der Gedanke drückt, es lebt ein Gott und du stehst ihm ferne. Hoch juble meine Seele, da ich diese Stunde erfahren durfte, wo ich knieend sagen durfte, wo ich knieend jagen kann: „Ich glaube, ich glaube an Gott, ich glaube!“ Das Wort ist der Menschheit Morgenlied. Wer es nicht kennt, für den wird's Nacht!

Frankreichs Blätter drucken dieses Bekenntnis ab, doch die Regierung bleibe kulturkämpferisch nach wie vor. Ja, für Frankreich wird's Nacht! —

Der Krieg und die Geistlichen.

Wie wir in der vorigen Nummer (Seite 189) mitteilten, hat auch der Kaiser sich unter Ablehnung einer Petition rheinischer Generalsuperintendenten gegen den Wassendienst der protestantischen Pfarrer ausgesprochen. Auch sonst fehlt es nicht an Stimmen, die als ersten und wichtigsten Dienst der evangelischen Pfarrer im Krieg die Seelsorge bezeichnen. Professor Kade in Marburg rief in seiner „Christlichen Welt“ den Stürmern zu: „Der rechte Pfarrer hat jetzt genug Arbeit in seiner Gemeinde.“ Ein Rheinpfälzer protestantischer Pfarrer schreibt in einer Zeitschrift: „Wenn wir jetzt abkömmlich sind, dann haben die Gemeinden ein Recht, zu sagen: „Denn brauchen wir überhaupt keinen Pfarrer. Als ich in den ersten Tagen in die nahe Stadt fuhr, hieß es im Dorfe: Der Pfarrer geht jetzt auch fort, da haben wir gar niemand mehr. Wiederholt habe ich, daß selbst wurde: Wenn nur der Pfarrer nicht fort muß, da wäre es gar nicht mehr heimlich.“

Wie schon und treffend verifizieren gerade diese Worte aus protestantischem Volksmund auch das Dabeinbleiben der katholischen Geistlichen! Ohne Priester, Gottesdienst und Predigt würde sich unser katholisches Volk jetzt todunglücklich fühlen. Die alien Eltern, die verlassen Frauen, die Angehörigen der Gefallenen brauchen Trost, geistliche und zeitliche Hilfe. In keiner Zeit ist der Priester mehr der Boter der Gemeinde, als in dieser Kriegsnot.

Vergessen wir nicht: Der Mut, das Vertrauen, die Begeisterung der Heimat ist unserm kämpfenden Heere zum Siege so nötig wie die Munition. Auf unsichtbaren Wellen flutet die Stimmung der Heimat hinaus ins Feld; besonders durch die Brufe wirkt sie aufs Herz des einzelnen Soldaten. Niedergeschlagenheit dabei würde sofort lähmend auf den Arm unserer Vaterlandskämpfer wirken.

Indem der Pfarrer durch die Kraft des Glaubens die Gemüter der Zurückgebliebenen stark erhält, trägt er mehr zum Siege der Waffen bei, als wenn er selbst in Reih und Glied mit den Kämpfenden stände.

Nach der Schlacht.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß)

Eine Zeitlang sah er nichts wie Tote vor sich. Mit Schmerz und tiefer Behmut streifte das Auge des Priesters die Gefallenen, deren Antlitz meist furchtbare Verzerrungen aufwies.

Endlich vernahm er dicht vor sich wieder ein leises Stöhnen und Seufzen; vor ihm wand sich, auf der Seite liegend und das Antlitz gegen den Boden gelehrt, ein blutjunger bayerischer Einjähriger in seinen Schmerzen. Die Hände hatte derselbe wie zum Gebete gefaltet, das Mundstücker schüttelte ab und zu seinen schlanken Körper, wie einen jungen Baum der Sturmwind. Er blutete aus mehreren Wunden zugleich, rings um ihn her war die Erde rot besencht.

„Der bedarf meiner wohl,“ lispelte der Feldgeistliche und sah in aufrichtigem Mitleid auf den Verwundeten nieder. Dann sagte er mild die Hand desselben an und rief ihm ein herzliches „Grüß Gott!“ zu.

Sangsam erhob der Verwundete das Haupt. Die totenbleichen Züge erhellten sich ihm ein wenig, aus den großen, treublauen Augen sprach unverhohlene Freude, als er seine bebende Stimme zu den Worten erhob:

„Grüß Sie Gott auch!“

Ein Seufzer der Erleichterung hob seine Brust, und er machte eine Bewegung, als ob er sich erheben wolle. Der Priester warf sich blizschnell neben dem jungen Mann und leistete ihm rasch Hilfe; er schob ihm einen in der Nähe liegenden Tornister unter den Rücken und brachte ihn so in eine Art sitzende Stellung.

„Dank, vielen Dank!“ murmelte der Soldat. „Ich bin glücklich, daß Sie da sind. Ich wußte zwar sicher, daß Sie kamen, aber die Zeit bis zu Ihrer Ankunft wurde mir doch zu lang.“

„Sie wußten sicher, daß ich kam?“

„Ja, Sie oder ein anderer Priester.“

Die Worte des Verwundeten klangen so bestimmt, daß der Feldgeistliche ihn verwundert anschaute.

„Wenn aber zufällig keiner von uns in Ihre Nähe gekommen wäre, wenn wir alle anderweitig vollauf beschäftigt gewesen wären?“ forschte er.

„Das war unmöglich!“

„Ganz und gar nicht. Der Fall hätte sogar leicht eintreten können. Wie mancher Verwundete muß sich nach den letzten Tröstungen seiner Religion oergebend sehnen, da zufällig oder aus Mangel an genügenden Feldseelsorgeträgern kein Priester in seine Nähe kommt.“

„Das konnte bei mir nicht vorkommen. Wollen Sie wissen, warum?“

„Wenn es Sie nicht zu sehr anstrengt, und mich nicht zu lange aufhält, mit Vergnügen.“

„Ein paar Worte werden es tun. Hören Sie!“

Der Verwundete brachte sich in eine etwas bequemere Lage und flüsterte dem Geistlichen, der sein Ohr ganz nahe an den Mund desselben rüdte, folgenden zu: „Meine liebe Mutter ist eine gar fromme Frau. Von frühester Jugend auf, als ich eben lallend zu sprechen anfing, wußte ich in ihrem Auftrag tagtäglich das Stohgebet: „Jesus, Maria, Joseph, stehet mir bei in meiner letzten Todesstunde!“ beten. Ich unterließ dasselbe nie, und selbst an Tagen, an denen ich sehr beschäftigt war, nahm ich mir Zeit dazu.“

Der Verwundete schwing einen Augenblick, erschöpft sank sein Haupt auf die Brust nieder.

Voller Mitleid und Interesse rüdte der Feldgeistliche ganz nahe an seine Seite, lehnte den Oberkörper desselben weich an die eigene Brust und sagte:

„Ruhen Sie sich nur aus und strengen Sie sich ja nicht zu sehr an!“

„Wie's mich dünstet!“ lispelt der Arme an der Brust des Priesters.

„Schwester, schnell die Feldflasche her!“ rief der Seelsorger der Nonne zu, die in seiner Nähe um einen anderen Verwundeten beschäftigt war, „unser junger Held verschmachtet vor Durst!“

Eilfertig folgte die gute Ordensfrau diesem Rufe. Sie kniete ebenfalls neben dem jungen Bayern nieder und hielt ihm eine Flasche löstlichen Lohapeters an die fieberglühenden Lippen.

Der Einjährige tat einen langen Schlud und spendete der Geberin desselben einen dankbaren Blick.

Als diese ihm hierauf auch noch das Haupt und Gesicht mit frischem Wasser etwas gekühlt hatte, fuhr er mit schwacher Stimme fort:

„Run das Ende meines Bekenntnisses, Hochwürden. Das genannte Stohgebet verlich mir immer eine gewisse Seelenruhe und raubte mir fast alle Furcht vor dem Tode. Denn, hatte mir mein Mütterlein des öfteren gesagt, betest Du diese Worte Tag für Tag, so wird Dein Gebet sicherlich nicht ohne Erhörnung bleiben. Die heilige Familie kann mich dann niemals eines unbußfertigen, unvorbereiteten Todes sterben lassen.“

„Und deshalb waren Sie also auch heute fest überzeugt davon, daß Sie noch die Hilfe eines Priesters haben würden?“ fragte der Geistliche gerührt.

„Ja, Herr Pfarrer!“

„Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem herrlichen Gottvertrauen, das Sie auch nicht getäuscht hat und auch nicht täuschen konnte.“

Mit hincühender Frömmigkeit beachtete und kommunizierte nunmehr der Schwerverwundete die Gottinnigkeit desselben prekte dem Geistlichen die hellen Tränen ins Auge.

Als die hl. Zeremonien beendet waren, leuchtete das Gesicht des jungen Mannes förmlich auf.

„Run bin ich froh und frei“, stammelte er abgebrochen, „und bereit zu — der — großen Reise — in die — Ewigkeit!“

Er sank vorwärts, der Erde zu. Liebreich hob ihn der Priester noch einmal empor und strich ihm mit seiner weichen, lebenswarmen Hand über die schon kalt werdende, todeschweißseuchte Stirn.

„Grüßen Sie mein Mütterlein“, hauchte der Sterbende, „sie wohnt in Würzburg und heißt R. R.“

Der Geistliche versprach ihm die Erfüllung dieses Wunsches.

„Jesus, Maria und Joseph, stehet mir — bei — jetzt in meiner — Todesstunde.“

Ein Schauer rieselte bei diesem Gebete dem Verwundeten durch den Körper, ein kurzer abgebrochener Schrei — und der Priester hielt einen Toten in seinen Armen.

„Er steht schon vor Gott, seinem Richter“, murmelte derselbe, indem ihm zwei heiße schwere Tropfen aus den Augen fielen und den Toten benetzten. „Das Gericht wird aber ein mildes und gutes werden; denn der wackere Streiter Christi hat auf Erden einen vortrefflichen Kampf gekämpft und einen schönen Tod gehabt.“

Und löste er das Haupt des Toten von seiner Brust ab und bettete es auf den Tornister. Dann drückte er ihm die Augen zu und machte noch das Zeichen des Kreuzes auf seiner Stirne.

Eben wollte er weiter gehen, als gerade die letzten Strahlen der scheidenden Sonne auf das Gesicht des jungen Kriegers fielen. Das Antlitz desselben war ruhig, unverzerrt und klar. Der Schimmer der Hoffnung auf das glückselige Jenseits, der um den Mund des Sterbenden gespielt hatte, war auf dem Gesichte haften geblieben. Die goldenen Lichter des Abendrotes lagen nun auf den Zügen desselben — es sah aus, als ob eine himmlische Verklärung schon hier auf Erden über ihn ausgegossen wäre.

Die gebannt hing der Geistliche an dem schönen Schauspiel. Nur mit Mühe vermochte er sich davon loszureißen, und als er dies doch endlich mußte, als ihn seine Pflicht zu anderen Verwundeten rief, öffneten sich seine Lippen fast unwillkürlich zu dem Stohgebet:

„Jesus, Maria und Joseph, stehet auch mir bei in meiner Todesstunde.“

Dier Worte.

Im fernem fremden Lande
Liegt tot ein braver Soldat;
Neben dem Topfen im Sande
Hittert im Winde ein Blatt.

Drauf gab dem Mütterlein Kunde
Der Tote im letzten Weh.
Und schrieb mit brennender Bunde
O Mutter — wir siegen — adel

Heldenhafte Nächstenliebe.

Ein erkrankende Sürne aus einer Pariser Bahnhofs-halle wird von einem englischen Bericht-erstatter geschildert. In der Halle eines großen Pariser Lannhoses lagen eine Anzahl Verwundete auf Stroh und warteten, bis sie in das Lazarett abbracht wurden. Einer von ihnen stöhnte schwer. Eine Schwester wollte ihn neu verbinden, aber er wies sie zurück: „Ich bitte schleunigst um einen Beichtvater!“ „Ist ein Priester hier?“ fragte die Schwester. Ein anderer Schwerverwundeter beachtete mähfam die Schwester am Kermel. „Ich bin ein Priester,“ brachte er mit Ansbietung auser Kräfte hervor; „ich kann ihm die Absolution geben, tragt mich zu ihm.“ Die Schwester jögerte. Der Soldat hatte eine furchtbare Wunde von einer Granate und die letzte Bewegung konnte seinen Tod herbeiführen. Aber dringlicher sprach zu ihr die schwache Stimme: „Sie kennen den Wert einer aereiteten Seele. Was bedeutet eine Stunde Leben mehr verulichen damit?“ Und der Priester-Soldat versuchte sich selbst aufzurichten; aber er konnte es nicht, und so trug man ihn an die Seite des Gefährten, dem er die Rechte abnahm. Als er ihm dann die Absolution erteilte, war er zu schwach, das Zeichen des Kreuzes zu machen; die Schwester half ihm den Arm heben. Dann fielen beide zurück, der Beichtvater und sein Beichtkünd. Hand n Hand starben sie.

Der Krieg als Erzieher.

Ein Reservist ist im Felde verwundet worden und kommt in die Heimat, um sich auskurieren. In einer Wirtschaft trifft er alte Freunde. Die Unterhaltung dreht sich um den Krieg, Kriegserlebnisse werden erzählt und dann, wie es so geht, verläuft sich das Geplauder und verfanDET. Die Freunde lieben das Gebiet zwei- und eindeutiger Wize. Da, auf einmal wird unser Krieger ernst. Kameraden, das habe ich früher mitgemacht, jetzt ist Schluß. Das mag euch merkwürdig vorkommen. Aber ach! ihr, wenn man so im Kugelregen steht, jeden Augenblick den Rest bekommen kann und dann mit einer Schramme davon kommt, dann wird man anders. Das könnt ihr mir glauben. Ich mag nicht mehr. Richtet euch danach, sonst sind wir geschiedene Leute. Er sprach es laut, daß es alle Gäste in der Wirtschaft hören konnten. Im Gewühl der Schlacht ist er ein Mann geworden.

Mahnung.

Schau hin:
Im nächtlichen Dämmerschleide,
Ueber blutgetränkte Felder
Wandeln still sie vorbei
Unendliche Reihen stummer Toter,
Wo sie kämpfend gefallen
Für unser Vaterland.
Und was gibst du?

Schone hin,
Wo sie liegen
Mit schwerverzerrtem Antlitz
Und zer schlagenen Gliedern,
Düsterdorn, lebend
Für unser Vaterland.
Und was gibst du?

Schau hin
Wo sie stehen und kämpfen.
Ein Wall von lebendigen Weibern
Gegen den Aufsturm der Feinde,
Paraden und melovertigen Wöllern,
Einlegend Gut und Blut
Für unser Vaterland.
Und was gibst du?

Die heilige Familie,

das Vorbild der christlichen Familie.

Neue Frauenaufgaben auf dem Gebiete der Mode

Mit dem Kampf gegen die französische Mode scheint es doch ernst werden zu sollen. Eine große Anzahl von Damen war dieser Tage in München versammelt. Die Einberuferin, Frau Gräfin Arco Zinnenberg, hob die hohe Bedeutung der Mode für unser Schönheitsempfinden, für unsere Sittlichkeit und für unseren Geldmarkt hervor, und betonte den Einfluß, den die Frau auf die Bildung der Mode haben kann. Die darauf folgende Besprechung beleuchtete die Frage der Mode vom volkswirtschaftlichen, ästhetischen und kulturellen Standpunkt. Ihre Entwicklung in der Vergangenheit, die stets mit politischen Ereignissen zusammenfiel, beweist, daß am Wendepunkt einer neuen Zeit auch für uns eine neue Strömung auf dem Gebiete der Mode kommen wird. Die Richtung derselben bedeutet die Befreiung von französischer Bevormundung; das Ziel wird die Entwicklung einer unserem Wesen und unseren Sitten angepaßten Mode sein, für die unser Vaterland alle technischen und künstlerischen Voraussetzungen bietet. In einem einstimmig angenommenen Aufsatze wurden nach anregendster Diskussion folgende Hauptgesichtspunkte zusammengefaßt:

In den verschiedensten Kreisen der Frauenschaft wird heute über Mode nachgedenkt, trotz der ernsten, schweren Zeit; aber nicht aus eitlem Freude, sondern mit dem starken, festen Willen, jetzt die völlige Abhängigkeit vom feindlichen Ausland zu lösen.

Deutschlands Frauen wollen nicht länger die eigenen Erzeugnisse ihres Vaterlandes erst dann schon finden, wenn sie über Frankreich und England zurückkommen, sondern sie wollen ihnen selbst den Stempel der Volkstüchtigkeit ausdrücken. Sie haben das feste Vertrauen, daß ihr Vaterland so viel Können, so viel herrliches Material, so viel schöpferische Elemente, so viel künstlerisches Empfinden, so viel gebildeten Geschmack besitzt, daß sie all diesen schlummernden Reichtum nur zu weiden brauchen, um Selbständiges auf dem Gebiete der Frauenkleidung zu schaffen. Es gilt jetzt nicht, eine deutsche Tracht zu schaffen, die in ihrer Einseitigkeit eine Sonderstellung beanspruchte würde, sondern die neuen Bestrebungen gehen dahin, durch unsere berufensten Fachleute im Verein mit unseren erlesenen gekleideten Frauen und unserer Künstlerwelt Mittel und Wege zu finden, um eine Mode zu schaffen, die den ganzen Schönheitsinn für Stoffe und Linien umfaßt und jeder deutschen Frau die Wahl läßt, sich nach Mitteln, Geschmack und Eigenart zu kleiden, aber aus eigener Kraft, entfernt von den bizarren welschen Unmöglichkeiten der letzten Jahre, die in den weitesten Volkskreisen bedauerliche Nachahmung gefunden.

Darum gilt es, neue Vorbilder zu schaffen, die gleichzeitig unserer heimischen Industrie und unserem aufblühenden Handwert reiche Erwerbquellen erschließen, eine Stärkung unserer wirtschaftlichen Macht herbeiführen und die kulturelle Bedeutung des deutschen Gedankens auch auf diesem Gebiete beweisen.

Dieses Ziel anzustreben, kann nicht länger der Wunsch einzelner Frauenteile allein bleiben, er ist in diesen Tagen des Kampfes um die W-istellung Deutschlands für jede Frau nationale Pflicht. — Hoffentlich solat dieser Resolution bald eine wirklich befreiende Tat!

Haltet sie in Ehren!

Es kommen jetzt dem Botenschreiber viele Soldatenbriefe zu. Wenn man da erfährt, welch furchtbare Strapazen, wie viel Hunger, Durst, Kälte, Wundschmerzen, Schlaflosigkeit, Verlassenheit, Heimweh und dergleichen unsere lieben, braven Angehörigen im Felde ertragen, blutet einem förmlich das Herz und man kann dabei die Tränen nicht zurückhalten. Und mit welcher Hingebung, mit welcher grundtiefen Liebe hängen die Soldaten an ihrer Heimat, an ihrer Familie! Es ist mehr als rührend, wie zärtlich und weich sie oft an ihre Eltern, an ihre Frauen und Kinder schreiben. Immer wieder beteuern sie, daß sie gern alle Opfer bringen, wenn dadurch nur das Vaterland und die Lieben daheim gesichert werden. Wenn diese Männer zurückkom-

men, sind sie wert in Gold gefaßt zu werden, sie sind Ehrenmänner ihr Leben lang.

Was Heldensinn, Edelmut und Opferwilligkeit anlangt, stehen sie unseren alten Freiheitskämpfern vor 100 Jahren wahrlich nicht nach und in späteren Jahrzehnten wird man ihnen Denkmäler setzen und sie als Helden feiern. Aber wir dürfen diese Ehrenpflicht nicht ganz unseren Nachkommen überlassen, wir selbst müssen zeigen, daß wir die Verdienste unserer Helden zu schätzen wissen. Wie furchtbar sieht es in jenen Länderstrichen aus, wo der Krieg haust, wo die Schrecken toben! Täglich kann man in den Zeitungen lesen, wie gräßlich Jammer, Elend und Not, Verwüstung, Schrecken und Tod dort umgehen. Wenn von uns der Krieg weitab ist, wenn wir ruhig, sicher und einigermaßen bequem in der schönen Heimat leben können, so haben wir das nur dem Heldentum und der Tapferkeit unserer Soldaten zu verdanken. Sie schirmen unser Hab und Gut, sie behüten unser Land vor Sklaverei und trüder Fremdherrschaft, sie bewahren unsere Häuser und Kirchen vor Zerstörung, unsere Religion vor Verfolgung, unser Familien vor Entehrung, vor Not und Tod. Darum sind wir ihnen auch zum größten Dank verpflichtet und eine dankbare Besinnung gegen sie muß sich allwärts zeigen. So oft ich einem zurückgekehrten verwundeten oder kranken Soldaten begegne, ist es mir immer, als müßte ich ihm warm die Hand drücken und ihm meine tiefste Ehrfurcht zu erkennen geben. Lassen wir unsere Helden fühlen, durch Wort und Tat, daß wir sie hoch in Ehren halten, daß wir die größte Bewunderung für sie hegen. Das tut ihnen wohl und sie verdienen es. . . . Aber auch den Familien der Tapferen müssen wir unsere Anerkennung zuwenden.

Wenn aus einem Hause ein Priester hervorgeht, so kommt dadurch die ganze Familie in Achtung und Ansehen. Ehre gebührt jetzt auch einer Familie (samt allen Angehörigen), aus welcher ein tapferer Held oder gar ein Märtyrer für Gott, Kaiser und Vaterland hervorgegangen ist — denn diejenigen, welche im Felde an ihren Wunden oder an Krankheit sterben, sind Heilige, davon bin ich vollkommen überzeugt. — Pezugen wir also den Eltern, Geschwistern, Gattinnen, Verwandten der braven, tapferen Krieger unsere Hochachtung, Ehrfurcht und Bewunderung. Das ist ihnen gewiß ein linder Trost in all den Kummernissen und Sorgen — und sie verdienen die Ehre, sie verdienen unseren Dank. . . . Tun wir in dieser schweren Zeit niemand wehe durch Gleichgültigkeit oder lärmendes lustiges Wesen, trauern wir mit den Trauernden, freuen wir uns mit den Ruhmgekrönten, leiden wir mit den Schmerz erfüllten.

Der Krieg hat eine große Zeit, eine Heldenzeit geschaffen. Je größer und heldenhafter er die Herzen gestaltet, in Edelmut, Zartinn und Liebe, desto kürzer wird der Kampf, desto gewisser der Sieg, desto schöner der Friede.

Tausendfältiger Gruß allen Soldaten im Felde, und deren Angehörigen zu Hause!

Ein altchristlicher Trostbrief.

Geschrieben vom Basilus dem Großen (331—379) an Nestorius beim Tode von dessen einzigen Sohn.

„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen: wie es dem Herrn gefiel, so geschah's.“

Dieser Spruch oder vielmehr der hohe Sinn dieses Spruchs werde auch der andere: dann wird uns der gerechte Richter mit gleichem Lohne vergelten, was wir mit gleichem Mute leiden. Im Grunde haben wir den Sohn nicht verloren, sondern nur dem wieder zurückgegeben, der ihn uns auf eine Zeit als Lehnsgut anvertraut hatte. Er selbst hat sein Leben nicht eingebüßt, sondern nur das schlechtere an ein besseres vertauscht. Auch deckt die Erde unsern Geliebten nicht, der Himmel hat ihn zu sich genommen. Und wir dürfen nur noch eine kurze Weile zuwarten, so sind wir wieder bei ihm. Die Zeit der Trennung ist nicht mehr lange und unser Leben nichts als eine Ballnacht zu einer gemeinsamen Herberge. Wir Lebende sind alle auf dem Wege dahin, und der Unterschied ist nur der: dieser ist schon angekommen, jener klopft wirklich am Tore, ein anderer erst ihm nach, um bald einzutreffen. Ein Ziel nimmt uns alle in seine Arme. Mag doch der Geliebte immerhin seine Bahn schneller vollendet haben: wir wandeln alle auf derselben Bahn und

eine Herberge wartet unser aller. Nur das sei unser Streben: ihm an Unschuld und Reinheit gleich zu werden, damit wir als Kinder in Christo ohne Trug und Falsch in dieselbe Ruhestätte aufgenommen werden.

Augenblicks-Bilder.

Ein kleines Häuschen in der Vorstadt mit einem Gärtchen, eine traute warme Häuslichkeit. Die Mutter geht eben langsam die Treppe hinauf und tritt in ein Zimmer, um die Fenster vor der beginnenden Nacht zu schließen. Zwei blütenweiße Betten stehen aufgedeckt. O, wären sie da, die hier zu schlummern pflegten! Ihre beiden Söhne. Sie sind fort im jugendlichen Drange, in stürmischer Begeisterung. Der eine noch fast zu jung fürs Meer, aber wer hätte ihn zu halten vermocht? Auch sie als starke Mutter hat ihr Leventes auf den Opferaltar gelegt und hat es ihnen nicht schwer gemacht und hat sie beide entlassen mit ihrem innigsten Segen. Wo weilen sie wohl, wo legen sie ihren müden Leib zur Ruhe? O, hätte sie ihnen das Bettlein unterlegen können, sie hätte gern gewacht in diesen nächtlichen Stunden! Hätte sie ihnen das Abendbrot im Röschchen bringen dürfen, sie hätte mit Freuden keinen Bissen berührt! Eines aber konnte sie tun — für sie beten. Und darum faltete sie still und fromm die Hände und sprach, während ihre Augen auf dem einfachen schlichten Bildchen des Schutzengels über dem Kopfende der Betten ruhte: „O du geheure, o du heilige Schutzengel, beschütze, wie du neinst als Kinder unter deine Fittiche nimmst, meine beiden braven Juben!“

Zwei Männer, Beamte, die sich von Jugend auf kennen, begegnen sich auf dem Heimwege. „Was macht der Junge?“ fragt der eine. „Ich nahm heute mittag von ihm Abschied,“ lautet die Antwort. „Also trotz seiner sehr frühen Jahre schon fort in den Kampf, der Einzige, fort von Vater und Mutter — armer Vater!“ „Nicht doch,“ entgegnete der letztere, „lag uns danken, daß wir einen haben, der für die Alten und in ihrem Namen streitet; welche Schuldner wären wir sonst dem Vaterlande und den anderen Vätern gegenüber!“ Und der andere, der kinderlos ist, lächelt, wie arm er ist und in wehmütvoller Teilnahme reicht er dem Freunde die Hand.

Am Grabe unserer Helden.

Ein stiller Hügel und ein Kreuz aus Holz, Darauf geschrieben steht: „Hier ruhen deutsche Krieger.“

Die Sonne schmückt mit wehmütvollem Stolz Mit goldnem Strahl das Grab der toten Sieger.

Und lieblich glänzt im letzten Sonnenlicht Von treuer Freundeshand um's Kreuzlein fest gemunden

Ein Rosenkranz aus Perlen, braun und schlicht, Den man in eines Toten Hand gefunden;

Ein sorgend Mütterlein gewiß ihn gab Dem Sohn mit in den Kampf —, er war ihm süße Bürde —

Und ahnte nicht, daß ach des Kindes Grab Dies treue Kleinod einmal schmücken würde.

Du kleines Kreuz, umspielt von Sonnenglanz, Du wirft der Krieger Ruhm der ganzen Welt einfließen,

Du kleines Kreuz, du kleiner Rosenkranz, O haltet Wacht am Grabe unsrer Helden;

Und ihr — schlaft wohl, wenn auch der Heimat fern, Ihr süßen Schläfer, in der fremden Erde, Ein süßes Mutterherz ja fleht zum Herrn, Daß eure Heimat nun der Himmel werde.

Splitter.

Berschämte Armut ist noch reich in ihrem Stolz.

Wer ehrlich kämpft ist immer ein Held, auch wenn er geschlagen wird.

Wer sein Stübchen nicht liebt, hat auch kein Herz für die Welt.